

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

II. JAHRG. / II. SEPT.-HEFT 1920

BCU Cluj-Napoca University Library Cluj

INHALT:

ST. V. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN

DR. R. CSAKI GRUNDSÄTZLICHES ZUM ERSTEN DEUTSCHEN FERIENHOCHSCHULKURS IN HERMANNSTADT

MARIE KLEIN KARL FILTSCH

JULIUS DRASER DER SCHLEIER DES GLÜCKS

KULTURFRAGEN | KRITIK DES TAGES | LITERATUR

THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN | SCHACH-

PROBLEME | MITTEILUNGEN DER SCHRIFTFLEITUNG

KUNSTBEILAGE: H. KONNERTH: PORTRÄT:

ST. V. HANNENHEIM.

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

Ostland / Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Herausgegeben von der Modernen Bücherei, geleitet von Dr. Rich. Csaki.
„Ostland“ erscheint monatlich zweimal und ist zu beziehen durch alle
Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und durch den Verlag W. Krafft,
Hermannstadt. — Preis des Heftes: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Besuchen Sie die _____

Permanente Möbelausstellung

□□□□

Etablissement kompl. Wohnungseinrichtungen

C. W. KESSLER

(Inhaber: KARL FERD. KESSLER)

Hermannstadt Schaguna(Mühl)gasse 7

.....

Äusserst billige Preise! ••• Kein Kaufzwang! ••• Solideste Ausführung!

.....

789 11-12

Kommissionelle Vertretung der Siebenbürgischen Möbelfabriks-Aktiengesellschaft Székely & Réthi



Hermann Ronnerth

Porträt: Stephan v. Hannenheim

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. II.

Zweites Septemberheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

VIII. (Fortsetzung.)

Georg Kärgel hätte selber nicht sagen können, was ihn am Tage der Trauung von Dr. Wolfgang Runz gewaltsam in die Kirche trieb. Bisher war er derartigen „Schaustellungen“ stets in weitem Bogen ausgewichen.

Als der Schriftsteller eintrat, fand er eine größere Anzahl Neugieriger versammelt, die ihrerseits sich die „Schaustellung“ nicht entgehen lassen wollten. Dr. Wolfgang Runz kniete schon mit seiner Gefährtin auf den mit schwarzem Tuch ausge schlagenen Stufen, im Lichte von zwei Kerzen, die auf dem Altar brannten. Es schien Kärgel als ob er den Lichtern, die ihn beleuchteten, dem bunten Gewande des Priesters, der vor ihm sprach, all diesen „Außerlichkeiten“, ja sogar den „Gaffern“, die hinter ihm saßen, durch seine sichtlich starke innere Bewegung eine neue Bedeutung gab. Indem der Schriftsteller den Knieenden betrachtete, erhob er eigene Empfindungen, eigene Wünsche, seine ganze Sehnsucht mit seiner Person, gleichsam auf ein Piedestal.

Wie es Kärgel drängte über seine neuen Eindrücke mit Maud zu sprechen.

Er dachte sich:

— Als gute Katholikin muß sie mein

Bedürfnis nach mystischem Zauber, nach geheimnisvollen „fast religiösen“ Gefühlen, diese neue Entdeckung innerhalb meiner selbst, verstehen.

Doch er konnte Maud lange Zeit nicht finden. Als sie sich schließlich zeigte, war sie gedrückt und schlecht gestimmt. Er nahm ihr einige Pakete ab. Erst schlug sie die Richtung nach der städtischen Promenade ein, dann, als es zu dämmern begann, bog sie in den Weg ein, den sie mit Kärgel schon gegangen war.

Das Blut stieg ihm ins Gesicht, er war nahe daran auszubrechen. Doch er beherrschte sich, er wollte Beweise haben. Deshalb schritt er schweigend, mit verzerrten Zügen neben ihr her.

Ihre Unruhe wuchs, je mehr sie sich dem Gartenhause näherten. Hier angekommen, sagte sie:

— Ich kann nicht verlangen, daß Sie wieder auf mich warten, ich bitte Sie auch nicht darum. Auf Wiedersehen!

Als sie im Hause verschwunden war, blieb er, mit bleicher Miene zurück, noch niedergeschlagener als Maud.

Vor allem mußte er Gewißheit haben. Der Diener, den er zu Rate ziehen wollte, blieb heute unsichtbar. Da schlich Kärgel um das ganze Haus, guckte durch jedes Fenster, jede Ritze, jede Kelleröffnung;

er horchte an allen Türen. Doch es herrschte Todesstille und Friede im ganzen Haus.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als über seine Situation Betrachtungen anzustellen. Was war er eigentlich für Maud? Er durfte sie vom Hause der Tante bis zu diesem Hause führen. Und es war ihm vergönnt, sie nach Hause zurückzuleiten, um einen „Krach“ mit Tante zu vermeiden, oder wenigstens hinauszuschieben. Und er persönlich, er als Mann, kam überhaupt nicht in Betracht für Maud.

Dies Geständnis machte er sich und blieb doch, weil er nicht von der Stelle konnte, weil er wußte, daß er fern von Maud, noch mehr als in ihrer Nähe leiden würde.

Als es dunkel wurde, bemerkte er plötzlich in einem Fensterladen eine Ritze, die von einer Lampe aus dem Innern des Hauses erleuchtet wurde; er eilte darauf zu: der Schein der Lampe zeigte ihm den Weg aus der Finsternis zum Licht.

Er blickte durch die Ladenritze. An der Wand des Zimmers, das er sehen konnte, hing, über einem langen Sopha, die Maske Beethovens aus Gips, daneben Zeichnungen: männliche und weibliche Akte. In der Ecke stand eine Staffelei mit einem begonnenen Frauenkopf. Sollte es Maud sein? Neben der Staffelei stand ein Rohrgefäß mit einer Palette und einem offenen Farbenkasten darauf. In der Mitte des Zimmers, an einem runden, mit Zeichnungen überladenen Tisch, der von einer Hängelampe schwach beleuchtet wurde, saß ein junger Mann — derselbe jedenfalls, der neulich Maud nach Hause begleitet hatte. Unweit davon saß Maud selber.

Rärgel wunderte sich, daß er bei diesem Anblick ruhig bleiben konnte, daß ihn der Schmerz nicht völlig übermannte . . . Die Wut kam erst allmählich

über ihn. Er holte aus, um mit der Faust den Fensterladen zu zerschmettern, doch er dachte sich, daß es besser wäre, dem Maler direkt an den Leib zu rücken. Deshalb suchte er eine Türe, um in das Zimmer einzubrechen; da er indessen keine finden konnte, kehrte er zum Fenster zurück, unfähig einen Entschluß zu fassen, obwohl er sich für fähig hielt, jeden durchzuführen. So gewann die Vernunft allmählich wieder die Oberhand über den Körper.

Er blickte abermals durch die Spalte des Fensterladens in das Zimmer hinein. Und jetzt, wo er sich beruhigt hatte, erschien ihm auch die Situation beruhigender. Maud saß neben dem Maler wie bisher, er sprach ruhig, wenn auch eindringlich mit ihr, wie wenn er ihr etwas erklären müsse. Sie hörte ihm mit einer Aufmerksamkeit zu, die an Andacht grenzte. So gewann Rärgel den Eindruck, daß zwischen den beiden nichts Ernstliches vorgefallen sei.

Vielleicht konnte er hier jene „reine Leidenschaft“ beobachten, die er in seinem Artikel „Cervantes und Zoraide“ neulich beschrieben hatte . . . Vielleicht . . . Aber die Rolle des Liebhabers spielte dabei jedenfalls nicht er, sondern ein anderer.

Er murmelte in hellem Zorn vor sich hin:

— Wenn schließlich alles täuschen sollte, um so besser . . . Dann habe ich Maud in meiner Gewalt . . .

Er sah, wie sie sich von ihrem Plaze erhob. Der Maler half ihr in die Jacke, die sie abgelegt hatte, er streichelte ihr mit unendlicher Zärtlichkeit das Haar.

Bald darauf trat Maud aus dem Hause.

— Sie sind noch da, fragte sie Rärgel, gleichzeitig erstaunt und geärgert.

Er tat, als wüßte er nichts von dem, was er soeben beobachtet hatte und sprach von den gleichgültigsten Dingen.

Doch je länger sie neben einander einerschritten — jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt — um so größer wurde in ihm die Erregung. Er konnte schließlich nicht mehr länger an sich halten.

Er begann:

— Fräulein Maud, ich muß mit Ihnen sprechen... Während Sie drinnen waren, bei der „Schneiderin“ — und Sie waren lange, lange drinnen — habe ich über mein Leben nachgedacht und über das Ihre... Und mein Leben ist mir noch nie so klar erschienen, mein Lebensweg ist mir noch nie so deutlich vorgezeichnet gewesen, als in der Zeit, in der ich auf Sie warten mußte... Und da sagte ich mir, daß es einen großen Umschwung geben müsse, in meinem Leben, sowie in dem Ihren, daß alles, alles anders werden müsse, für Sie und für mich, mit einem Schlage... Fräulein Maud, ich verkümmere in dieser Kleinstadtmosphäre, die für mich die Verbannung bedeutet und meiner Künstlerlaufbahn noch verderblicher ist als der größte Großstadtpumpf... Ich muß mich aufgeben, meine Kunst und mich selber, wenn in kurzem nicht alles, alles anders wird... Ich schreibe seit langem keine Zeile mehr, die vor meiner Kritik bestehen könnte... Und je mehr ich mich suche, desto mehr verliere ich mich... Und glauben Sie mir, Maud, mit Ihnen geht etwas Ähnliches vor wie mit mir, denn Sie sind eine ähnliche Natur wie ich... Und nun will ich Ihnen etwas sagen, Fräulein Maud: Ich bin bereit, Ihnen zu Liebe, auf alles zu verzichten, was das Leben mir noch bieten kann, auf die große Welt, auf die Erfolge, die dort meiner warten, ich will hier leben in der Verbannung und ich werde zufrieden sein mit einem stillen, bescheidenen Glück, wenn Sie mit mir arbeiten wollen, an dem großen Werke meines Lebens...

Sie sah ihn entsetzt, mit verweinten Augen an, er fuhr noch lebhafter zu sprechen fort:

— Verstehen Sie mich nicht falsch, Fräulein Maud. Ich will Sie ja nicht verführen... Sie sollen ja nicht meine Maitresse sein... Ich will Ihnen bloß ein Schutz sein, weil Sie gar so schutzlos dastehen in der Welt, weil Sie niemand versteht, weil Sie ein Ausnahmismensch sind, wie ich... Und an diesem Schutze werde ich selber...

Sie begann noch rascher zu gehen, er fuhr fort:

— Sie verstehen mich noch immer nicht, Fräulein Maud... Ich will Ihnen ein Schutz sein, für das Leben, nicht für den Augenblick, verstehen Sie mich wohl... Ich will Sie heiraten, brachte er schließlich in einem Tone hervor, als bereite das Sprechen ihm Beschwerden... Ich wiederhole: „heiraten“, wenn es durchaus nötig ist mich ganz banal und gemeinverständlich auszu-drücken.

Sie sah ihn mit großen Augen an, die wie verglast erschienen.

— Sie wissen nicht, was Sie tun, fuhr er in gesteigertem Tone fort. Sie wissen nicht, was Sie tun, wenn Sie sich von mir nicht helfen, nicht raten lassen...

— Warum wollen Sie mir denn „helfen“ und „raten“? Zu welchem Zweck? Und mit welchem Recht?

— Sie nähern sich einem Abgrund, Maud, und niemand kann Sie davor bewahren, außer mir...

— Was für ein Abgrund? Was sagen Sie da?

— Doch ich verzeihe Ihnen, fügte er rasch hinzu.

— Was verzeihen Sie mir?

— Ich verzeihe Ihnen die furchtbaren Qualen, die Sie mich heute ausstehen ließen... Ich verzeihe Ihnen

alles, was ich weiß, was ich nicht weiß und was die Leute „wissen“, wenn Sie meine Frau sein wollen!

Sie begann zu laufen, so rasch und so lange sie laufen konnte, bis ihr der Atem ausging und sie innehalten mußte.

— Ich verzeihe Ihnen, rief er aus, selber außer Atem. Verstehen Sie nicht: ich verzeihe Ihnen!

Sie blieb stehen.

— Was haben Sie mir denn zu verzeihen.

— Wohlان, wenn Sie es durchaus wissen wollen, werde ich Ihnen alles sagen, was ich still in mir getragen habe!... Ich weiß alles... Ich weiß, bei wem Sie waren, ich weiß, daß Sie mich hintergehen... Ich habe Sie beobachtet, belauscht, ich habe alles gehört, alles gesehen...

— Ich möchte jetzt endlich Ruhe haben! schrie Maud auf. Sie haben ja den Verstand verloren!

Und sie beschleunigte abermals ihre Schritte.

— Fräulein Maud, nehmen Sie Vernunft an!

Vor dem Tore blieb Sie nochmals stehen.

— Geben Sie mir, bitte, die Pakete, die Sie so freundlich waren mir zu tragen.

— Hören Sie mich an, Maud, ich beschwöre Sie! Ich kann nicht zusehen, daß Sie den Maler auch weiterhin besuchen. Ich kann nicht mehr zusehen... Ich

kann eher noch den Gedanken ertragen, daß ich der Impressario Ihrer Liebesabenteuer und Ihr Packesel bin... Doch ich kann nicht mehr dulden, daß Sie noch einmal den Maler besuchen, ich leide zu furchtbar darunter, ich werde verrückt dabei. Deshalb muß ich dagegen einschreiten, das werden Sie doch begreifen... Ich muß dieser Angelegenheit ein Ende machen! Dabei werde ich kein Mittel scheuen, um meinen Zweck zu erreichen... in Ihrem Interesse... Wohlان, Fräulein Maud, wenn Sie nicht auf mich hören, dann schreibe ich Ihrer Tante, ich enthülle Ihre Beziehungen zum Maler der Tante und der Stadt.

Maud entgegnete ruhig:

— Bitte, tun Sie, was Sie nicht lassen können. Selbst wenn das wahr wäre, was Sie sagen... was geht es Sie an... Ich lasse mir von niemandem etwas vorschreiben und von Ihnen am wenigsten... Doch wenn Sie schreiben, dann tun Sie es, bitte, anonym... Sie tragen auf diese Art keine Verantwortung für Ihre Handlungsweise und nähern sich am meisten den Spießhörn dieser Stadt...

Das Blut stieg ihm in den Kopf, als hätte man ihn gepeitscht. Er ergriff die Pakete, die er in der Linken gehalten hatte, mit der Rechten und schleuderte sie auf das Pflaster des Vorhofes. Dann zerstückte er seinen Spazierstock an einem Eckstein und lief wie toll davon. (Fortsetzung folgt.)

Oktober.

Wie rotgeweinte Augen sind diese Tage nun,
wo in den letzten Schatten auch letzte Freuden ruhn,
da in dem wehen Lachen, das uns nun oft umgellt,
das Hoffen einer Seele, wie sprödes Glas, zerschellt, — —

wo in den letzten Lichtern ein fahler Schein erblüht
und plötzlich wie ein Feuer um unsere Häupter sprüht. — —
Wir senken tief die Köpfe und horchen still und blaß
und fühlen: in den Aldern — da wächst und wächst der Haß!

Heinrich Billich.

Grundsätzliches zum ersten deutschen Ferienhochschulkurs in Hermannstadt

Von Dr. Richard Csaki

Die eine Tatsache verdient vor allem hervorgehoben zu werden, daß 750 Hörer an diesen Kursen teilnahmen. Aber nicht die Zahl allein bringt in fast ergreifender Weise das tiefgehende Bildungsbedürfnis unseres deutschen Volkes in Groß-Rumänien zum Ausdruck — auch die Art und Weise, wie die einzelnen Vorlesungen und Veranstaltungen mitgemacht wurden, legt beredtes Zeugnis ab für den Ernst der Sache: Die gespannteste Aufmerksamkeit, die sich unwillkürlich jedem Hörer übertrug, die Disziplin, mit der 500—600 Menschen die kleine Kirche betraten und verließen, das Fluidum eines angeregten geistigen Hochgefühls, das unsichtbar vom Lehrer zum Lernenden und umgekehrt hinüberfloß — all dies bestätigte die Ansicht der Veranstalter: Es geht ein starker Drang nach höherer Bildung durch unser Volk, die jahrelange Abgeschlossenheit hat diesen Drang mächtig verstärkt; es muß mit allen Kräften darnach gestrebt werden, ihn zu befriedigen, damit unser Volk auf der Höhe seiner deutschen Kultur erhalten werde.

Auf der Höhe seiner deutschen Kultur!

Ein zweiter Gedanke drängt sich im Zusammenhang damit unwillkürlich auf:

Wohl besitzen die Deutschen einer jeden Siedlung im neuen Vaterlande unschätzbare Güter der allgemeinen deutschen Kultur. Aber die durch die bisherige verschiedene staatliche Zugehörigkeit, durch sonstige verschiedene Lebensbedingungen geschaffenen geistigen und gemüthlichen Beziehungen der einzelnen deutschen Stämme erzeugen das Bild sehr verschieden gearteter kultureller Sonderzustände. Jedem für die Annäherung unserer deutschen Gruppen arbeitenden Volksge-

nossen entsteht daher die Frage: Wie kann eine möglichst weitgehende Kultureinheit unseres deutschen Volkes in Groß-Rumänien erreicht werden?

Der erste deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt hat gezeigt, daß solche Veranstaltungen zu den wirksamsten Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes gehören.

Nicht bloß daß Volksgenossen aus allen Gauen gleicherweise von der Gründlichkeit des deutschen wissenschaftlichen Geistes, vom Idealismus des deutschen Gelehrten ergriffen werden und dieselben Bildungswerte und Kenntnisse sich erwerben — sie haben daneben auch Gelegenheit, in der im Anschluß an diese hochgehenden geistigen Anregungen wie von selbst gegebenen eingehenden Aussprache sich näher kennen und schätzen zu lernen: Der Lehrer, der Professor, der Hochschüler, der völkisch gesinnte Mann überhaupt — hier kann er Freundschaften fürs Leben schließen.

Und noch eines: Der erste Hochschulkurs suchte ein möglichst vollständiges Bild der bodenständig-völkischen Kulturarbeit, wie sie im besonderen in Hermannstadt geleitet wird, zu bieten. Die musikalische und künstlerische Kultur, die Wissenschaft der spezifisch siebenbürgischen Volks- und Landeskunde, die zahlreichen wissenschaftlichen Sammlungen, das literarische und gesellschaftliche Leben, die turnerische und sportliche Betätigung — das wurde den Gästen geboten nicht bloß der Abwechslung und Unterhaltung halber, sondern um, wie es der geistreiche Feuilletonist in der Festnummer der „Deutschen Tagespost“ ausführte, gewissermaßen einen Brennpunkt zu schaffen, in dem die ganze Kultur der Ostdeutschen

vereinigt werden könne. Ein „ostdeutsches Olympia“ wurde dort in seiner weiteren möglichen Ausbildung das Unternehmen der Ferienhochschulkurse genannt. Und tatsächlich! Wie könnte das Ideal unserer Kultureinheit besser zum Ausdruck kommen, als an dieser Stätte, wo einmal im Jahr all das was der einzelne und die einzelnen deutschen Siedlungsgruppen als Ganzes genommen an Kulturwerten leistet, Revue passierte. Es müßten selbstverständlich im Laufe der Zeit dort alle zu Wort kommen — die aus dem äußersten Bezirken ebenso wie die von der Westgrenze des Banats. — — —

Der dritte Gedanke, den ich hier als wesentlich kurz hervorheben möchte, ist während des Hochschulkurses oft und oft in kleinerem und größerem Kreise, am offiziellsten aber in der konstituierenden Versammlung des Hochschulbundes zur

Sprache gebracht worden: der Gedanke einer deutschen Universität in Hermannstadt!

Ist die deutsche Hochschule in Groß-Rumänien eine Notwendigkeit?

Es gehört zu den schönsten Erfolgen des Hochschulkurses, den Hochschulge danken als ein ernst zu nehmendes Problem unseres geistigen Weiterbestandes in die breitesten Kreise hineingetragen zu haben.

Über die Notwendigkeit einer deutschen Hochschule für Groß-Rumänien gibt es heute keine Debatte mehr. Die Errichtung derselben ist eine Tat, an der das Volk in seiner Gesamtheit mitarbeiten muß, wenn es seine Kulturhöhe behalten und die für seinen Bestand unumgängliche Kultureinheit der Deutschen in Groß-Rumänien herstellen will.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Abenddämmer

(An Hölderlins unsterbliche Seele)

Stückchen Zeit, blind durch das Tagvergehen,
klopfen furchtsam an an frühem Dämmer,
selten fallen Silben, die, wie Hämmer
in der Schmiede, Glut mit Wucht zerpressen.

Selten schwillt ein Ach aus müden Lungen,
Flug der Vögel schreibt: Wir ziehn nach Hause —
Mädchen lächeln süß nach langer Pause,
wenn im Staub entgegenschweben Jungen.

Pausen tief wie dunkle Blicke klingen,
manchmal wollen sie Geständnis werden,
manchmal sind sie weiche Trostgebärden,
irgendwo blühen sie als Liebesgingen.

Aufgeschlagne Bücher werden nichtig,
Gold verstummt um Bilder, die wie Schemen
von den Wänden Nüchternheiten nehmen,
und ein Stern, ein erster, blinzelt flüchtig.

Wundersame Teilchen Zeit verschwenden
wundersamen Frauen sich, die ferne,
wunderfamer Himmel wirft nur Sterne,
wunderfamer Abend wird mich blenden.

Oskar Walter Cijef.

Karl Filtsch

Von Marie Klein

(Schluß.)

In einem Artikel der Berliner Musikzeitung (Band XXVI) sagt Lenz: „Der kleine Filtsch, einer der begabtesten Schüler Chopin's, spielte zu Anfang der vierziger Jahre das G-Moll-Konzert zur großen Zufriedenheit seines Meisters. Während des Studiums durfte der Schüler immer nur ein Solo vorspielen, da Chopin meinte, der ganze Inhalt des Werkes stecke in jedem einzelnen Solo, und da er außerdem von seinem eigenen Werk zu stark ergriffen wurde, um viel davon zu hören. Als Filtsch den ersten Satz stückweise gründlich studiert hatte, durfte er ihn endlich im Ganzen spielen, und für Chopin war dies ein Ereignis.“ Lenz berichtet von einer feierlichen Szene: George Sand und die bevorzugtesten Schülerinnen Chopin's waren geladen. Chopin war tief ergriffen und spielte auf dem zweiten Klavier hinreißend schön. Als der Vortrag beendet war, verabschiedete sich Chopin schnell von den Damen und ging mit Filtsch, dessen älteren Bruder und Lenz in Schlesinger's Musikalienhandlung. Dort schenkte er dem kleinen Filtsch die Partitur von Beethoven's Fidelio und schrieb als Widmung das Folgende hinein: „Ich bin in Deiner Schuld, Du hast mir heute eine große Freude bereitet. In glücklichen Tagen schrieb ich das Konzert. Empfange mein lieber, junger Freund dies große Meisterwerk. Lies darin solange Du lebst und denke auch manchmal an mich.“

In Wurzbach's Lexikon wird erzählt: „Besonders waren es die Kompositionen Chopin's, welche Karl Filtsch mit unvergleichlicher Genialität vortrug, so daß Meyerbeer das Verlangen eines Musikfreundes, Chopin'sche Kompositionen im

Geist des Meisters spielen zu hören, nur dadurch erfüllen konnte, daß er den jungen Filtsch einlud, ihn zu diesem Zweck zu besuchen.“

Thalberg, dessen Kompositionen Karl Filtsch ebenfalls regelmäßig in seine Programme aufnahm, stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er lebte in Paris, war ein ausgezeichnete Pianist, ein Rivale Liszt's in der Gunst des Publikums, auch als Komponist. Paris schied sich in zwei Lager. Die Einen stellten Liszt höher, die Andern behaupteten Thalberg sei der Mann der neuen Schule. Liszt wies nach, daß Thalberg's so beliebte Kompositionen hohl seien und eine spätere Zeit gab ihm recht. Man hörte nach einiger Zeit vollständig auf, Thalberg zu spielen. Zu dessen früher so großen Erfolgen hatte auch seine Persönlichkeit mit beigetragen. Er wird als entzückender Mensch geschildert. Daß der Wettstreit zwischen Liszt und Thalberg die Pariser so lebhaft erregen konnte, zeigt, welcher früher ungeahnte Wert dem Klavierspiel in jener Zeit von dem Publikum beigelegt wurde.

Im Sommer 1842 machten die Brüder Filtsch eine Reise nach Brüssel, wo Karl vor der Schwester der Königin von Preußen spielte. Anfangs August kehrten sie wieder nach Paris zurück und Karl schreibt an die Eltern am 29. August 1842:

„Es sind nun schon 12 Tage verfloßen, daß ich wieder in Paris bin und bald drei Wochen, daß ich mich von der guten Gräfin getrennt habe; es thut mir sehr leid darum, allein ich werde mir alle mögliche Mühe geben, auch getrennt von ihr, der Gräfin und

Ihnen Allen liebe Eltern recht viel Freude zu machen. Auf unserer Reise haben wir große und sehr alte Städte gesehen als: Rouen, Havre, Fécamps, Dieppe, Abbeville, Eu, Amiens (berühmt wegen des hier geschloßenen Friedens der Engländer und Franzosen), Arras, Lille etc. In Rouen haben wir sehr schöne, alte Kirchen gesehen, als die Cathedrale, ferner St. Antoine und St. Patric. Die schönsten Kirchen die ich in meinem Leben gesehen habe sind: St. Antoine in Rouen (la reine de toutes les églises) die St. Gudule Kirche in Brüssel und die St. Etienne in Wien. Der Todesfall des Kronprinzen (Duc A'Orleans) wird sie gewiß auch sehr erschüttert haben liebe Eltern, auch ich war sehr traurig wie ich es erfahren habe und ich habe beinahe geweint, wenn ich in den darauffolgenden Tagen nur daran dachte. Prachtvoll ist sein Katafall in Brüssel. In dieser Kirche ist noch zu erwähnen sehr schönes Schnitzwerk was den Predigtstuhl vorstellt und die ausgezeichnet schönen Glasmalereien. In Havre, Dieppe, Fécamp habe ich das Meer gesehen welches auf mich einen sehr großen Eindruck machte, ferner badete ich in Dieppe zwei mal, was mir außer den großen Wellen, welche mir oft über den Kopf sprangen, sehr angenehm war. Dasselbst spielte ich auch vor der Schwester der Königin von Preußen und der Kaiserin Mutter von Osterreich, der Herzogin von Leuchtenberg. Brüssel gefällt mir beinahe besser als Paris, München und Wien. Schöne, neue Paläste, Gebäude, Kirchen, Plätze als: Place royale, rue royale, rue St. Madelaine, rue du nord, Boulevards, Place de

Martyrs, Place de l'hôtel de ville. Hotel de ville selbst u. A. sind besonders zu erwähnen, aber doch habe ich trotz Allem einen großen Unterschied gefunden zwischen den Boulevards von Paris und Brüssel, weil nämlich Brüssel viel öder und unbevölkerter ist. Auch habe ich da viele Bekanntschaften gemacht als: mit einem gewissen Mr. Scott, Mister Jettis dem Direktor des Conservatoriums, Mr. de Linge, Madame d. Pleyel der berühmten Clavier-Virtuosin und der Madame Vanderduin einer sehr lieben musikalischen Familie, wo ich mich auch überall produzierte. Jetzt sind wir wieder hier, befinden uns recht wohl und wohnen mit den guten Echterhäzischen in demselben Hotel de la Rochefocault d'Estishac. Liszt ist so genereux und gibt mir bis Chopin vom Land wieder zurück kömmt ein par Lectionen. Nun leben Sie wohl, liebe Eltern ich küsse Ihnen vielmals die Hände, grüße und küße alle meine lieben Geschwister Freunde und die liebe gute Susi recht herzlich und verbleibe
ihr gehorsamster Sohn
Charles Filtisch.

Der große Liszt, der selbst einst als Wunderkind die Welt in Erstaunen gesetzt hatte und den Beethoven in jener Zeit auf die Stirn geküßt hatte, Liszt war so entzückt über den kleinen Filtisch, daß er sagte: „Wenn dieser Kleine reisen wird, kann ich meine Bude zusperren.“

Auch andere erkannten an, daß Filtisch's Fähigkeiten „phänomenal“ waren und Chopin auf ihn die größten Hoffnungen setzte.

Im Februar 1843 berichtet der Humorist:

„Carl Filtisch's Triumphe bewogen

mehrere Ambassadeur's, die Baronesse Rothschild und den großen Meherbeer bei seinem Lehrer Chopin, ab improviso zu erscheinen. Der Erfolg war glänzend, der berühmte Verfasser der Hugenotten drückte Karl's Hand und nannte ihn „eine große musikalische Zukunft“. Karl wurde mit Geschenken überhäuft, das sinnigste war eine Büste Chopin's. Dieser vortreffliche Künstler, der sonst die Welt fast zu fliehen scheint, opfert sich seinem Lieblinge auf und ist sozusagen der lion aller musikalischen Soireen. Es ist rührend zu sehen, wie das Antlitz des Meisters bei dem Succes seines Zöglings erglänzt. Es ist rührend zu hören, wie er abwechselnd die Worte inconcevable und extraordinaire wiederholt.

So äußerte er sich nach dem Vortrag des Finale seines Konzertes in C-Dur mit Freudentränen: „Mein Gott welch ein Kind! Kein Mensch hat mich jemals so verstanden wie dieses Kind, das außerordentlichste was ich je getroffen habe. Es ist nicht Nachahmung, nein es ist das gleiche Gefühl, es ist der Kunsttrieb der ihn spielen macht ohne zu überlegen, so ganz absichtslos, als ob es nicht anders sein könnte. Beinahe alle meine Compositionen spielt er mir, ohne mich gehört zu haben, ohne daß ich ihm das Mindeste zeige — nicht genau so wie ich, denn er drückt ihnen sein eigenes Siegel auf — aber gewiß nicht weniger gut als ich.“

Von dem rauschenden Pariser Kunstleben, in dem die beiden Brüder nun atmeten, gibt ein Brief von Josef vom 10. Januar 1843 an seine Ziehschwester ein treffendes Bild.

„Wenn ich einen Brief vor einigen Wochen lettre à vapeur nannte, so kann ich diesen mit Recht lettre aërostatique heißen, denn ich habe noch weit weniger Zeit dazu. Ich schreibe eben einen Zettel an die Gräfin d'Algoult um uns zu

entschuldigen, daß wir von ihrer Einladung für morgen keinen Gebrauch machen können, weil wir bei Rothschild sind, wo Carl mit Chopin ein Concert auf 2 Piano spielen soll. Vor diesem Brief schrieb ich einen an die Fürstin Rasumovskij und so geht es alle Tage, Carl spielt immer und ich schreibe immer. Wir sind übrigens so ziemlich gewohnt daran und es geht mir ordentlich etwas ab, wenn ich nicht jeden Tag meine 2 oder 3 Briefe schreibe; aber heute excediere ich und ich fühle eine gewisse repugnance, nicht Dir zu schreiben, sondern überhaupt zu schreiben. Auch hängt mir an jedem Haar ein Concert oder eine Soirée, so daß es wirklich kein Wunder wäre, wenn diese armen Haare grau würden. Unter diesen Soirées nun seit meinem letzten Briefe verdienen hervorgehoben zu werden die beim Botschafter Appony der in der Tat eine recht liebenswürdige, unverheiratete Tochter besitzt, zwei Eigenschaften die, wie ich höre, ein Fürst (j'ai oublié son nom) nach Verdienst zu aprecieren weiß. Es thut mir leid mit diesen paar Worten deine Illusion als hätte ich einen festen Roman im Spiel, so unbarmherzig zu zerstören, mais que faire? il faut dire la verité avant tout, et la verité est: que dans ce moment je suis indifferent comme un bloc, excepté pour un Concert lucratif — Quelle fadesso! direz vous — mais moi je vous repondrai: Quelle sagesse. Also zurück zu den Soirées. Bei Appony machte Carl fureur so wie beim Herzog von Galliera, wo wir auf Sammt traten und so viele Orden sahen, daß man damit unsere alte Garderobe im Vorhaus pa k-v o l l hätte füllen können. Lablache,

Grifi, Mario und Carl faisaient les frais de la Soirée; Es war so ziemlich Alles zugegen, was zur hohen Sozietät gehört: Marschall Soult, Lord Cowly, der Bruder des Herzogs von Wellington, die Gräfin Tacher de la Pagerie, eine Niece der Kaiserin Josefine, Guizot, Thiers und viele Andere — gegen 400 Personen an Zahl; Ich liebe solche Soirées, als musikalische Soirées nicht, weil die Aufmerksamkeit unmöglich so strict sein kann, als in einer kleinen von 40—50 Personen, wie wir zum Beispiel Samstag bei der Gräfin d'Ugoult eine hatten und Sonntag bei Fürstin Obresco, einer unserer größten Prosektorinnen.

Gestern waren wir Gottlob in keiner musikalischen Soirée, sondern auf einem (wie der gute Vater sagen würde) Prunkballe beim Botschafter — ach Gott! Wenn Ihr meine weiblichen Freundinnen, diese Pracht in Anzügen sehen könntet! — Carl tanzte 2 Française, eine mit der Comtesse Renrichs, la fille de l'ambassadrice de Saxe und die zweite mit Comtesse Apponyi, dann verließen wir den Ball, damit Carl noch vor Mitternacht in's Bett kommen könnte, weil wir heute zur Herzogin d'Estillac auf einige Augenblicke Abends gehen wollen. Morgen sind wir, wie Du weißt bei Rothschild und übermorgen bei Fürstin Rasumovskij, ich hoffe bei Letzterer auf eine Soirée dansante, d'ou on peu s'en aller à temps. Hier hast du ein Programm der Vergangenheit und Zukunft. Betet zu Gott, meine Lieben, daß er Carl die Gesundheit deren er sich in dem Augenblick erfreut, erhalten möge, denn er be-

darf ihrer zu seinen großen, stets steigenden Successen.

Unter den Neujahrsgeschenken, die er theils vom Botschafter, von der Comtesse de Courbonne, George Sand, la Baronne de Billing und Erard erhalten, verdient letzteres hervorgehoben zu werden, denn es ist wahrhaft kaiserlich und besteht in einem Prunkpiano im Werthe von 3400 Franken welches Erard unserem Carl geschenkt und das wir, bei unserer Abreise in 2 Monaten, nach Wien expedieren lassen werden.“

In allen Musikläden von Paris hing das Bild des kleinen Giltisch. Der erste Bildhauer Frankreichs Pradier hatte ihn porträtiert, das Journal de Debats und eine Menge anderer Pariser Zeitungen besprachen seine Leistungen. Unter dem Titel: *Premiers pensées musicales* waren von ihm komponiert, eine Romanze, eine Barcarole und eine Mazurka herausgegeben, die er der Baronesse Apponyi gewidmet hatte.

Aus den Pariser Zeitungen drangen die Berichte über Karls Erfolge auch nach Deutschland. Die Allgemeine Zeitung brachte in ihrer Beilage Nr. 33 vom Jahre 1843 unter dem Titel Pariser Salons folgende Rezension.

„Karl Giltisch, ein Knabe von 12 Jahren ist gleich Liszt in Ungarn geboren und seit jenem großen Künstler das begabteste Musikgenie das mir vorgekommen und das sage ich nicht bloß wegen seines Spiels das von tadelloser Reinheit ist, nicht bloß wegen des bezaubernden Tones, den er aus dem Instrument zieht und der allerdings bei einem so zarten Wesen in Erstaunen setzen dürfte. Nein es ist die tiefe Empfindung die ihn sichtlich durchdringt, sein Gesicht bleich überfliegt, wenn seine Lippen erbeben unter dem

Ruß der Muse, die sich über ihn neigt und ihm himmlische Töne zuflüstert. Karl Filtsch ist noch ein einfacher Knabe fromm und mild, aber schon unter der Herrschaft jener geheimnißvollen Macht, jener Schmerzensgabe der Gottheit, die wir Genie nennen.

Er erinnert mich an Goethes Mignon wie er dasitzt der Ausdruck seines großen, feuchten Auges, das zarte melancholische Rauschen seines Spiels, Alles singt: „Dahin, dahin“, aber das Land das seine Träume ahnen, das die ganze Kraft seines Organismus erstrebt ist nicht Italien, nicht das Land der Zitronen und Zypressen, es ist das Ideal, das unsichtbare Vaterland der Geister, die Sphäre wo die Gottheit ihren Aufschwung und ihre Thränen, ihre unsäglichen Entzückungen und ihre Schmerzen sammelt, die Blumen zur Märtyrerkrone für die stolzen Seelen die sich nicht gefallen konnten auf der Bahn alltäglichen Ehrgetzes, die sich nicht fügen mochten in das fruchtlose Abmühen, in die lustige, herbe Notwendigkeit des Erdenwallens.“

Leider mußte die Gesundheit des kleinen Virtuosen einen heftigen Stoß aushalten.

Am 15. März sollte er sein erstes öffentliches Konzert im Saale des Conservatoriums zu Paris stattfinden. Die Pforten dieses Kunstinstitutes öffneten sich nur sehr zögernd den Kunstjüngern zu ihren Produktionen. Mayerbeer hatte dem Direktor Habenek geschrieben:

„Erlauben Sie mir Ihnen durch diese Zeilen den jungen Filtsch, 12 Jahre alt, einen Pianisten und Schüler Chopins zu empfehlen. Obgleich noch ein Kind ist Herr Filtsch doch schon ein Künstler in dem strengsten Sinne des Wortes. Er spielt die schwersten und delikatesten Kompositionen aus allen Schulen des Piano nicht nur mit bewundernswerther Fingerfertigkeit, sondern auch mit einem Ge-

fühle, einem Stil und einer Delikatesse, welche den strengsten Kennern nichts zu wünschen übrig lassen. Er verdient es von einem so ausgezeichneten Manne wie sie sind, mein lieber Lehrer, gehört zu werden. Ihre Stimme fehlt seinem Erfolg.“

Das Konzert mußte verschoben werden. Ein hartnäckiges Fieber, verbunden mit einer Gedärmentzündung warf den armen, kleinen Künstler aufs Krankenlager, welches er 12 Tage nicht verlassen konnte.

Die Teilnahme an seiner Krankheit war außerordentlich. Der österreichische Botschafter Graf Apponyi schickte ihm einen ausgezeichneten Arzt Dr. Roth, der sich sehr bemühte, das Fieber zu bekämpfen. Graf und Gräfin Apponyi, Chopin, die Herzogin la Rochefaucoult, Erard, George Sand, Baronin Rotschild und viele andere besuchten ihn und erfreuten ihn, als er wieder genas, mit Geschenken.

Als er nach einiger Zeit wieder in den Salons spielte, hörte ihn Kellstab und war überrascht, daß er „nach langer, gefährlicher Krankheit“ mit ebenso viel Energie und Grazie wie vorher, Impromptus von Chopin, Liszts Andante über die Lucia und selbst Fugen von Bach spielte.

Einige Wochen nachher unternahmen beide Brüder eine Kunstreise über Boulogne nach England. Am 21. Mai 1843 meldet Josef die glückliche Ankunft der Beiden in London.

„Gottlob wir sind glücklich angekommen. Carl ganz ohne Seeskrankheit und ich mit sehr unbedeutendem Erbrechen und Übelkeiten. In Boulogne waren wir bei der bekannten Blahetka und Carl hat nun eine Bewundererin mehr, er hat ihr sein Portrait dargeboten und in ihr Album, wo Liszt Thalberg &c. eingeschrieben sind auch etwas componiert. Wir wohnen

sehr schön in einer der elegantesten Cafés Londons. Die Königin ist noch nicht da, aber sie wird in 8 Tagen erwartet, was mir sehr willkommen ist. Heute Abends besuchten wir Moschelles und morgen fangen wir an unsere Briefe abzugeben.

Ich habe eben wenige Zeilen der Gräfin geschrieben ihr unsere glückliche Ankunft mitzutheilen, nehmen sie also auch Ihrerseits liebe Eltern mit diesen wenigen hingeworfenen Worten vorlieb, denn jetzt in meiner Lage Briefe zu schreiben, gehört dem Gebiet der Unmöglichkeit an.“

Anfang Juni trat Karl zum erstenmal vor dem Londoner Publikum im St. James-theater auf, wo er eine Phantasie von Litz und im Notturmo, ein Impromptu und einen Walzer von Chopin spielte. Er wurde mit Entzücken empfangen und es wurde vor allem seine tiefe Empfindung gerühmt. Die Morning-Post brachte einen langen Artikel über ihn, der voll Bewunderung war. Über sein Äußeres wird darin gesagt: er ist von kleinem, schlankem Wuchs, sein Blick hat einen melancholischen Ausdruck. Sein Spiel besitzt ganz jene zauberische Kraft und melancholische Inspiration, welche Chopin eigen ist.

Am 4. Juli gab er eine musikalische Matinee, über die der Musical Examiner unter anderem sagte:

„Filtzsch hat ein Herz für Musik, aus seinen dunkeln blitzenden Augen strahlt Musik, Musik wohnt auf seinem milden und schönen Antlitz, Musik ist in seinem gewinnenden Lächeln, einem Lächeln, welches liebenswürdiger ist, als wir es je früher auf einem Knabengesicht sahen, einem Lächeln, dessen einnehmende Süße in die Herzen Jener scheint, welche diese zarte Wesen und höchst unschuldige Ge-

haben früher Kindheit lieben, ein Lächeln, kurz das nur eine Parallele in unserer Erinnerung hat. In den wenigen Wochen, welche Karl Filtzsch dieser wie wir glauben interessanteste Knabe, der existiert, bei uns gewesen ist, hat er unsere Herzen so ganz gewonnen, daß wir nicht umhin können in Allem was er sagt oder thut mit ihm zu fühlen. Seine Verehrung für Chopin ist einer der schönsten Züge seiner Natur.“

Sehr günstig beurteilten alle hervorragenden Musikzeitungen Londons jedesmal den kleinen Künstler bei seinen Konzerten.

„Musical World“ schrieb: „Karl Filtzsch ist eine der wunderbarsten Erscheinungen, welche die Geschichte der Kunst aufzählen kann. Er hat sich während seines zweimonatlichen Aufenthaltes bei uns einen Ruhm der seltensten Art erworben. Er hat uns bewiesen, daß es nicht außer dem Gang der Natur liegt, als Knabe — ja als Kind den Geist und die Energie eines Mannes zu besitzen. Es gibt kein glänzenderes Avenir als das ist, welches dieses Kind besitzt. Was Balzac von Victor Hugo sagte: ‚enfant sublime‘ kann buchstäblich und vollständig auf dieses frühzeitige Talent angewendet werden. Weder Mozart noch Mendelssohn, noch unser Bennett, die drei hervorstreichendsten Beispiele eines frühreifen Genies, welche die musikalische Biografie anführt, versprochen mehr in solch kindlichem Alter als Karl Filtzsch. Wir dürfen es ohne Pietätsverletzung sagen: er macht aus der ruhmvollen Trinität eine Quaternität.“ Und ein andermal heißt es: „Filtzsch erteilte der herrlichen Serenade von Moschelles eine besondere Grazie. Das Präludium und die Fuge, wobei er sich als vollkommener Meister des strengen Spieles bewährte, wurden ganz fehlerlos gegeben. Aber seine vollendetste Darstellung war unstreitig das schnell und beweglich a la locata,

aus den Temperamenten von Mendelssohn. Die staunenswürdige Schnelligkeit, womit dieses schwierige und lange Stück gegeben wurde, ist ganz und gar unglaublich. Wir zitterten für ihn als er sich zu diesem gefährvollen und heftigen Lauf anschickte, aber der kleine Heros, oder eigentlicher gesagt, Teufel erreichte das Ende ohne eine einzige Note ausgelassen zu haben, was wir, die das Stück genau kennen, bezeugen können.“

Als die Wiederholung der zuletzt vorgetragenen Mazurka verlangt wurde, spielte Filtsch einen erheiternden Walzer von Chopin, womit das Debüt endigte.

Den Höhepunkt des Aufenthaltes in England bildete für Carl Filtsch der Nachmittag des 5. Juli. An diesem Tag spielte er in den Gemächern der jungen Königin Victoria vor den Majestäten und zahlreichen geladenen Gästen 3 Stücke von Chopin, die sehr viel Beifall ernteten, während bis zu Filtschs Auftreten Chopin in England nicht gefiel.

Musical World sagte: „Carl Filtsch gebührt mit vollem Recht der Ruhm Chopin in England verständlich gemacht zu haben und überdies den Grundstein zu einer Berühmtheit gelegt zu haben, welche — wir weissagen es — dem Ruhm keines in den Annalen der Musik ausgezeichneten Sondersetzers für das Piano nachstehen wird.“

In dem Scherzo voll Verwegenheit und Ungebundenheit in den schwierigen und brillanten Studien, in dem Nocturno voll Zartheit und Grazie, in der Mazurka so kapriziös und kokettierend wie die tanzenden Sonnenstrahlen, überall war Filtsch in gleichem Grade gewandt und gab Jedem ganz seinen eigenthümlichen Charakter.“

Die Königin schenkte dem 13jährigen Künstler eine goldene Kette als Zeichen ihrer Anerkennung.

Im Herbst fuhr das Brüderpaar über Baden-Baden nach Wien zurück.

Am 3. November 1843 schreibt Karl von Wien an die Eltern:

„Ich habe mein erstes Concert den 12ten dieses Monats und mein Bruder hat eben so viel herumzulaufen als ich zu spielen um das Programm meiner Matinée musicale zu vollenden, ich muß Sie daher bitten, liebe Eltern, mich heute um so kürzer faßen zu dürfen, da ich diesen Abend die Ehre haben soll vor Minister Kollowrat und einigen andern hohen Herrschaften mich hören zu laßen. Ich habe mich schon wieder ganz in das Wiener Leben eingewöhnt und bin recht zufrieden und glücklich, was ich wohl besonders der engelsguten Gräfin, die mich mit Geschenken überhäuft, zu verdanken habe, auch die Graf Esterházsichen, wo wir versprechen mußten alle Wochen wenigstens einmal zu speisen, sind sehr gut und edel gegen mich. Ich kann nicht erwarten öffentlich zu spielen, und bin sehr begierig ob ich auch hier mit den Compositionen von Chopin, meinem großen, unvergeßlichen Meister so viele Successes haben werde als in England? Ich werde in meinem Concert allerlei spielen, von Beethoven, Chopin, Liszt und vielleicht auch von Carl Filtsch.“

Den 15. November muß ich auf Verlangen der Kaiserin Mutter im Hofoperntheater für eine wohlthätige Anstalt spielen und dazu haben wir eine Fantasie von Thalberg gewählt. Der gute Onkel Conrad besucht uns sehr oft, auch die Frau Tante war schon bei uns, um zu sehen wo und wie wir wohnen. Wir haben jetzt ein sehr schönes Zimmer mit sehr schönen Möbeln, so daß die liebe Sofie sagen würde, 'er lobt sich' denn es ist wirklich

sehr elegant. Ich erwarte mein Piano von Paris in einigen Tagen und freue mich sehr darauf, es ist doch was ganz anders, als unsere hiesigen Instrumente.“

Nachdem Karl Filtsch sich vor dem Kaiserpaar in Wien hatte hören lassen, war das an Erfolgen reichste Jahr 1843 abgeschlossen.

Das Jahr 1844 begann mit einem am 11. Januar im Musikverein in Wien gegebenen Konzert, in welchem eine seiner eigenen Kompositionen mit großem Beifall aufgenommen wurde und ihm von der Kritik eine große Zukunft als Komponist vorhergesagt wurde. Ein zweites Konzert folgte und am 3. März sollte er in Wien sein Abschiedskonzert geben und dann einer Einladung nach Preßburg folgen. Im Laufe des Sommers gedachte er Prag, Dresden, Leipzig, vielleicht auch Berlin zu besuchen und dann im September mit dem Grafen Louis Eötvös und dessen Gemahlin durch die Schweiz nach Neapel zu reisen.

Bald aber traten Gerüchte von einer schweren Erkrankung auf. Doch wurde ihnen in den Zeitungen anfangs widersprochen, aber es war nicht zu leugnen, ein ernstes Lungenleiden hatte sich entwickelt. Die Ärzte sandten den jungen Künstler im Frühjahr 1844 in den Süden. Gräfin Bánffy reiste mit ihm nach Venedig, wo er Seebäder gebrauchen sollte. Man hegte die Hoffnung, daß die krankhaften Symptome, welche die Folge anhaltender geistiger und körperlicher Anstrengung seien, bald verschwinden würden.

Im März berichtete der Siebenbürger Bote, daß die Ärzte ihm den Stillstand seiner Künstlerlaufbahn für mehrere Monate anempfohlen hätten.

Aus Venedig schreibt Karl seinen Eltern (ohne Datum):

„Ich erfreue mich Gottlob wieder eines bessern Gesundheitszustandes und bin seit 8 Tagen

wieder auf den Beinen. Da wir gegenwärtig auch hier 6° unter Null haben, was in Venedig selten der Fall ist, so muß ich mir es gefallen lassen meine Promenaden im Palazzo Benzoni, einen Fuß vor den andern setzend, zu unternehmen, und mitunter an unserem komplizierten Schreibtisch Station zu machen.“

Den Sommer verbrachte Karl in der liebevollen Pflege seiner Eltern und seiner Ziehschwester in Mühlabach. Im Herbst hielt er sich in Wien auf.

Von hier aus schrieb er, daß seine abermalige Abreise nach Venedig auf den 24. Oktober festgesetzt sei. „Diesmal wird mir mein Aufenthalt daselbst natürlich viel angenehmer sein, da ich beinahe ganz gesund, viel stärker und fähiger bin Beschäftigungen zu haben. In diesen 3 Wochen, die ich in Wien war, ging ich zwar nicht ins Theater, aber ich hatte doch meine bestimmten Unterhaltungen.“ Er erwähnt Schnupfen und Heiserkeit als leichte Unpäßlichkeit, nach der er sich wieder wohl fühle und gedenkt seines Freundes Josef Bedeus, mit dem er in Wien viel zusammen war und den er sehr lieb gewonnen hatte. Er war mit ihm spazieren gewesen und hatte Tarok mit ihm gespielt. Er bittet einem anderen Freund, Gustav Meister, solle man ein Stück von Chopin zukommen lassen, welches er ihm versprochen habe.

Am 22. Februar 1844 schreibt ihm seine Ziehschwester:

„Wie unaussprechlich hat uns die Nachricht Deiner Besserung beglückt und das ganze Haus in eine heitere Stimmung versetzt. Hoffen wir, daß sie nun bleibend sein wird.“ Sie ermahnt den Bruder liebevoll zu Geduld und Ergebung und fährt fort: „Könnte ich Deine Leiden Dir abnehmen, ich würde sie lebenslänglich gern tragen.“ Seine Kommiss-

sionen will sie alle gern besorgen. Sie freut sich auf das Wiedersehen mit ihm, wenn er von Mehadia, das ihm angeraten worden war, nach Hause kommen werde. Sie macht Pläne wer ihn von dort abholen solle.

„Es wird verschiedene Faches in der Familie absetzen bis diese Frage entschieden ist, denn Jeder wird Dich zuerst sehen und umarmen wollen.“

Schließlich äußert sie den Wunsch:

„Wie gerne möchte ich auch nur auf einige Tarot Partien zu Euch fliegen, aber wenn Du Theuerster Dich schwächer fühlst und wenn Du badest, fällt es mir am Schwersten so weit von Euch zu sein. Nicht etwa weil Du nicht Pflege genug hättest, Du bist ja bei Deiner Wohltäterin und dem guten Schotisch (seinem Schwager) aber ich hatte mich so gewöhnt, Dich guten Engel zu pflegen. Lebwohl.“ —

Die Seinen sollten ihn nicht wiedersehen. Zwar wurde eine um mehrere Wochen verfrühte Nachricht seines Todes widerrufen, aber des immer schwächer werdenden Künstlers Tage waren gezählt. Am 11. Mai entschlief er. Der Siebenbürger Bote brachte die Trauerbotschaft mit folgenden Worten:

„Carl Filtsch ist am 11. I. J. früh 1 Uhr in Venedig gestorben; die früh geöffnete Blüte, welche die köstlichsten Früchte versprach, hat sich allzufrüh geschlossen, und fern von seiner Heimat schläft der junge, überall bewunderte, überall geliebte Künstler nun an den Lagunen des Adriatischen Meeres auf einer kleinen Insel zwischen Venedig und Murano den Schlaf des Todes. Ausgezeichnet schön und rührend war, nach einem dem Ref. vorliegenden Briefe, seine Leiche, herzergreifend die Rede und die Gebete seines Freundes, des würdigen Geistlichen, Wittchen, des Todten würdig die Musik, und eine unabsehbare Reihe von Gondeln, welche der Leiche folgte, war ein ergreifender Beweis der Anerkennung und

Liebe, welche der früh Verwelkte an dem Orte gefunden, wo ihm Seebäder und die mildere Luft Italiens die verlorne Gesundheit wieder geben sollten.“

Das Letzte, was die heimischen Blätter über das einst von ihnen so froh begrüßte, nun so traurig dahingeschwundene Wunderkind sagten, war ein poetischer „Nachruf an Karl Filtsch“ von dem sächsischen Dichter Dr. Daniel Roth. Er führte darin aus, wie der geniale Jüngling, der im Tod sein Haupt geneigt habe, nicht nur seiner Familie und der hohen Frau, die seinen Wert zuerst erkannt habe, gestorben sei, sondern daß das Sachsen-volk mit ihm große Hoffnungen begrabe.

Gräfin Bánffy ließ ihrem Liebling, den sie aufopfernd, mit mütterlicher Hingabe gepflegt hatte, ein marmornes Grabdenkmal setzen.

Sein treuer Bruder und Mentor Josef weilte, als Karl starb, in Wien, in seinem Amt. Von dort hatte er ihm kurz vorher geschrieben: „Sage Dir selbst, daß auf der ganzen Erde Dich Niemand — selbst die Eltern nicht ausgenommen, so aufrichtig und so innig liebt als Dein alter Vaterbruder Josef“.

Ein Bild im Besitz der Familie, stellt die beiden Brüder dar, wie der Ältere schützend seinen Arm um die Schultern des Jüngern legt.

Der Tod hatte die in glanzvoller Zeit Vereinten, die in der Welt der Söhne sich so gut verstanden, nun geschieden, das Lied war aus.

Quellen:

Ungedruckte Briefe von Karl und Josef Filtsch und deren Ziehschwester im Besitz von Frau Marie Müller und Fr. Mathilde Schotisch. Zeitungsausschnitte und andere Dokumente im selben Besitz und in dem von Fr. Auguste Filtsch.

Die Jahrgänge 1838—45 der Hermannstädter Zeitung, der Transsilvania, Blätter f. G. G. u. V. und des Siebenbürger Boten. Oskar Vie: Das Klavier und seine Meister. Leichtentritt: Chopins Leben.

Der Schleier des Glücks / Ein Märchen

Von Julius Drafer

(Fortsetzung und Schluß.)

Unterdessen kamen die Mädchen blumenbeladen zu Beate zurück. „Seht, welch' prachtvolle Rosen! Hier tief dunkelrote, hier leuchtend weiße, hier blaßrote und zartgelbe. Mögen sie als Edelsteine in der Maienkrone leuchten“, begann entzückt die eine. Glühende Fliederblüten, wie Purpur auf Abendwolken, blaßblau wie Sommerhimmel, schimmernd wie Weihnachtschnee brachte die andere. „Drei Reifen binden wir aus diesen Zweigen, einen zu unterst ringsherum, darüber sich kreuzend zwei im Halbkreis“, meinte sie. „Wie Sterne den Himmel, so sollen meine Maßliebchen die Krone schmücken“, jauchzte die dritte. „Hier, diese Maienglöckchen seien Perlenzier darin!“ die vierte. Jede trug etwas herbei: junggrünes Gras, zartes, krauses, noch nicht aufgerolltes Laub, Baumbkust, Sträucher — und Heckensträußchen.

Alle freuten sich auf die Krone, die gewunden werden sollte. Beate, als Königin, so befahl es der Brauch, durfte nicht dabei sein. Sie verabschiedete sich von den Freundinnen, die sie der Reihe nach umarmte und küßte.

Zu Hause öffnete sie den Schrank und holte ihr weißes Kleid hervor. Sie prüfte genau alle Falten und Rillen und war zufrieden, als sich kein Fleck darin fand. Hierauf nahm sie aus dem Bügeleisen den Stahl heraus, steckte ihn ins Feuer und legte sich zum Plätten alles zurecht. „Hübsch will ich's machen, die Maienkönigin muß hübsch sein“, dachte sie. Mit Mühe nur konnte der Schleier ihr Herz, daß sich vor Freude ausdehnen wollte, wie ein Blumenfeld in der Morgen Sonne, an der rechten Stelle halten. Sie nahm den bereits glühenden Stahl, schob ihn vorsichtig

in die Hülle des Bügeleisens, das sie alsdann sorgsam über das Kleid hin und her führte, bis es wie neu erglänzte. „Schön ist's worden“, jubelte sie und hing es an den Rahmen, damit es sich nicht zerfnülle. Darauf ging sie froh zu Bette.

Nur langsam drückte der Schlaf ihre Augenlider; fortwährend wechselten bunt durcheinander Bilder vor ihrem Gesicht: der Blütenbaum, der sich plötzlich neigte, das Kästchen, das sich dankbar ansterniegte, der süße Kuchen, die Taubenwolke, die sie umflatterte, schließlich der blumenbedeckte Grabhügel der Mutter, bis der Schlaf sie in volle Vergessenheit sinken ließ.

Gegen Morgen erst träumte Beate, wie sie, die Maienkrone auf dem Haupte, unter dem Laubdach der Buchen schritt, als Regina sich hinterrücks heranschlich, ihr den Schmuck herabzureißen. Wohlbedacht aber fiel ihr ein schlanker Knabe in den Arm und stieß sie zurück. Diesen Augenblick erwachte Beate. Unter ihrem Fenster erklangen Hörner viermal hintereinander, einmal nach jeder Himmelsgegend. Dann hörte man deutlich rufen:

Wacht auf, wacht auf
bei Hörnerruf und Trommelschlag!
Frisch auf, frisch auf
zum Wald hinaus am Maientag!

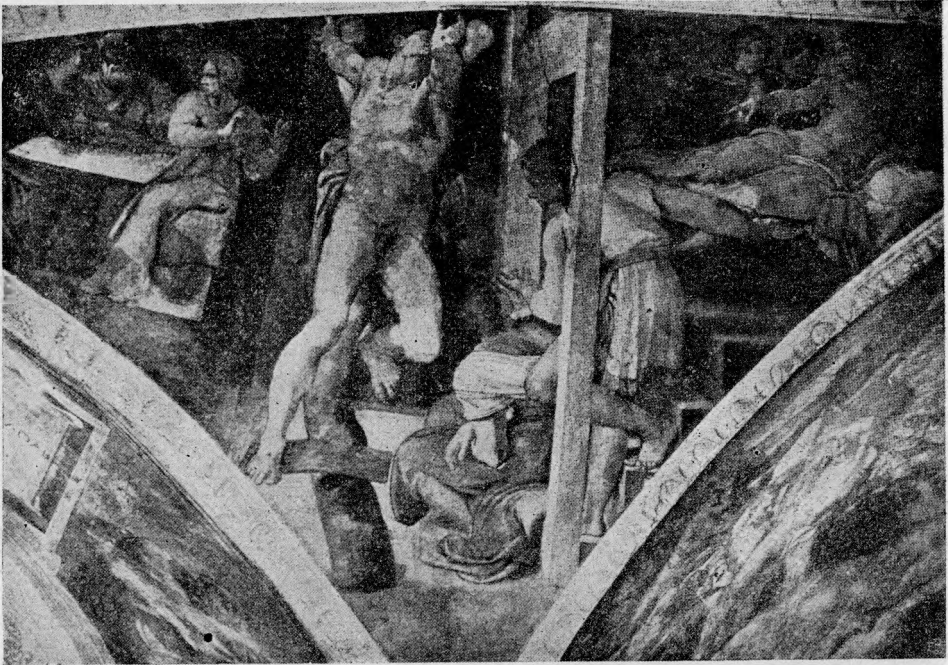
Zur Befräftigung fielen gleich die Trommler mit einem langgedehnten Wirbel ein. Beate sprang flink aus dem Bette, denn bei der Maientönigin begannen die Festrüser zu wecken und gingen nachher erst durch alle anderen Gassen. Im Nu war sie festlich angezogen und trat in den grauernden Morgen hinaus. Die Freundinnen, welche sie tags zuvor gewählt hatten, empfingen sie mit ehrerbietigem Gruß und ließen sie vorangehen.



Original



Magiat



Original

BCU Cluj / Antic / University Library Cluj

DAS ZIEL!

KULTUR
UND
SATYRE.



Plagiat

Abwechselnd trugen immer zwei die fertig gewundene Maienkrone nach. Ebenso auch im Zuge, der sich alsbald vom Marktplatz aus einem zusammengeballten Menschenhaufen zum Abmarsch ordnete, an der Spitze die Maienkönigin. Mit Gesang, Hörner- und Pfeisenspiel und Trommelschlag gelangte die Festschar, während die Sonne immer höher stieg, in den Wald. Ein unendlicher blauer Himmel überwölbte die mächtigen Eichenriesen und das Laubdach der domartig gedeckten Buchenhallen. Die Mädchen, eine wie die andere in weißem Kleide mit aufgeflochtenem Haar, führten Beate auf eine Waldwiese, schlossen um sie den Kreis, zu dem sich nunmehr alle Leute des aufgelösten Zuges drängten, um dem Beginn des Festes beizuwohnen. Alsbald wiegten sich die Mädchen im Reigen, tanzten um Beate rund herum, bald rechts, bald links, bald näher, bald ferner, indem sie sich zuweilen huldigend verneigten und dazu sangen:

Zur Nacht entsprossen Blüten aus den
Zweigen.
Wer trieb sie an mit heit'rem Sinn?
Wir tanzen fröhlich ihr den Reigen,
indem wir uns vor dir verneigen:
Beate, Maienkönigin!

Den Morgen grüßen munt're Vogellieder.
Wer weckte sie mit hellerm Laut?
Wir hüpfen um dich, springen wieder
und sinken jauchzend vor dir nieder:
Beate, holde Maienbraut!

Die Sonne schillert, blinkt auf Falter-
schwingen,
umgoldet Wolken und den See.
Was magst verschwend'risch du noch
bringen,
wenn wir dir, Jubellieder singen?
Beate, holde Maiensee!

Nun laßt uns bunte Blumenblüten finden,
legt sie auf einen Haufen hin;
und laßt uns duft'ge Kränze binden,
um Haar und Haupt dir krönend winden,
Beate, Maienkönigin!

Die Kronenträgerinnen nahmen hierauf die Blumenkrone und setzten sie Beate auf das Goldgeflecht ihrer blonden Locken. Endloser Beifall, Händeklatschen, Jubel und Zuruf erscholl, als Beate schön wie der sonnige Morgen die Krone trug. Niemand erinnerte sich, jemals eine so wunderliebliche Maienkönigin gesehen zu haben. Wo man Beate erblickte, freute man sich ihrer. Ob man nun beobachtete, wie sie beim Tanze leichtfüßig dahinschwebte, oder wie sie mit einer Sammelbüchse von Laube zu Laube Beiträge für die Preise in den Turnspielen und Wettkämpfen erbat, oder wie sie die Sieger mit Eichenlaub kränzte. Jedermann hatte ein herzliches Wort, ein anerkennendes Lächeln für sie bereit, so daß man sie allgemein noch mehr liebte als vor dem Feste.

Verstoßt hockte Regina zu Hause, indem sie hin und her grübelte und sich einredete, als ob die Maifeier ohne sie nicht gelingen könne. O die Törrin! Wäre sie Zeugin gewesen, welch' unvergleichliche Maienkönigin im Reiche des Festes geherrscht, die Zuneigung aller beim ersten Blick gewonnen hatte, sie hätte sich die Augen aus den Höhlen geweint, das Gift des Argwohns und des Neids hätte ihre Brust zerfressen und zernagt, bis nichts mehr davon übrig geblieben wäre. So aber getröstete sie sich wenigstens damit, es müsse nicht alles wahr sein, was von Beate überschwengliches erzählt wurde. „Wunder was kanns nicht gewesen sein“, redete sie sich ein. „Wenn aber dennoch —“ durchfuhr es sie gleich darauf sehr schmerzlich. So schwankte sie hin und her, zweifelte sie und kannte sich selbst nicht mehr. Sie mied die Freundinnen Jahr und Tag und lebte am liebsten, verböhrt und verdrossen, im Umgang mit dem freudeverzehrenden Gram. Reginas Mutter vermochte das nicht länger ohne

Beforgniß anzusehen. Der Anblick ihres Kindes dauerte sie. Wohl hatte sie die Störrische zu heilen versucht, indem sie ihr den Willen ließ, zu tun, was ihr beliebte. Jetzt aber erkannte sie, wie verfehlt das gewesen war. Nach und nach welkten Reginas jugendliche Wangen, erstarrte das Rot der frischen Lippen, und flackerten unruhig die Augen nach innen gefehrt und steckten das eigene Haus in Brand.

Darum redete eines Tages die Mutter verzeihenden Sinnes auf Regina ein: „Liebe Tochter! Nicht mehr quäle dich! Es war längst genug; sonst vergehst du in deinem Gram, wie ein Stümpfchen Licht, daß man zur Nacht im Kellerloch vergessen hat. Suche die Freundinnen wieder auf, genieße mit ihnen Frohsinn und Jugend! Wahrlich Kind, folge mir! Du wirst es nicht bereuen.“

Milde und sanft hatte die Mutter gesprochen. Sie legte ihre Hände auf Reginas gepeinigtes Haupt und führte sie streichelnd über das abgehärmte Antlitz, neuerdings auf sie einredend: „Nicht wahr, du hörst auf den Rat deiner Mutter?“ Regina, durchronnen von dem Wohlgefühl der langentbehrten Liebe, ergab sich stille weinend dem Willen der Mutter.

Insbefondere auf Beates herzlichem Zureden nahmen die Freundinnen die abtrünnige Regina wieder in ihren Kreis auf. Wie wohl ihr das tat! Allmählich vergaß sie ihren Kummer bei Spiel, Gesang und Tanz; nur manchmal erstaunte sie, wenn Beate ihr mit unverstellter Herzlichkeit entgegenkam. Hatte Beate die Kränkung vergessen? Regina stand hier vor einem Rätsel, einem Geheimniß, dem sie vergeblich auf den Grund zu kommen trachtete. Gab es vielleicht Menschen von anderer Art, als sie war? Fühlten die in solchen Fällen keine Qual, nicht Reue, noch Pein? Ach, dann wäre Beate eine von den Glücklichen, sie eine von den Un-

glücklichen. Wieder warf der Neid seinen Schatten auf ihre Seele. Warum war Beate anders geschaffen? Sie litt, weil Beate die Glücklichere war.

Eines Tages wußten es alle in der Stadt, Felix kam aus der Fremde heim. Seine Lehrjahre waren um. Die jungen Leute des Ortes freuten sich, weil ein so guter, prächtiger Freund in ihre Gesellschaft zurückkehrte. Die Frauen tuschelten untereinander: „Wen er wohl zu seiner Frau machen wird?“ Die Mädchen, ja die Mädchen waren wie umgewandelt, wenn die Rede auf Felix kam. Jede trug in ihrem Herzen den einen höchsten Wunsch, vom reichsten, besten, edelsten, schönsten Jüngling erwählt zu werden. Regina durchzuckte die Nachricht von Felixens Heimkehr mit Wonne und Angst zugleich. Was würde sie beginnen, wenn er achtlos an ihr vorüberginge? Lähmende Furcht senkte sich in ihre Glieder, wenn dieser Gedanke sie traf. „Nein, das würde nicht geschehen“, tröstete sie sich. Sie war doch reich und angesehen. Außerdem sprach man davon, daß Felix um sie werden werde, wie von einer fertigen Tatsache. Felixens Angehörige, hieß es, wünschten die Verbindung ebenso wie Reginas Sippe. Ein bisher ungekannter Drang zum Leben beherrschte sie; das Wohlgefühl, auf der Welt zu sein, ergriff sie mit zwingender Gewalt. Sie bereute nunmehr, daß sie so töricht lange im Schmollwinkel gehockt und sich die Wangen bleich gehärmt hatte. Beate hatte das nie getan. O, sie wollte alles wagen, ihm zu gefallen, ihn zu erobern, mit ihm zu leben, mit ihm sich zu freuen. Nur mit ihm, mit Felix, empfand sie, würde sie glücklich sein.

Ohne Besinnen, jedoch mit dem Gefühl das Richtige zu treffen, nahm sie den schönsten Stoff, den sie besaß, und eilte zu Beate, strahlend vor Freude und Erwartung. „Beate“, sprach sie, „hilf mir, ich bitte dich, hilf mir! Ich weiß,

beinen Händen geraten die Kleider besser als allen anderen. Hilfst du mir?“ „Gerne, Regina, von Herzen gerne“, empfing sie Beate lächelnd und froh über die ungewöhnlich heitere Laune, die dem sonst unzufriedenen Mädchen schön zu Gesicht stand. Beate nahm ihr den Stoff vom Arm, betrachtete ihn sorgfältig, legte ihn in Falten, ließ ihn abwärts hängen, rieb ihn mit den Fingern an und rief plötzlich aus: „Regina, das gibt ein prächtiges Kleid. Eine Fürstin darf sich's nicht prangender wünschen. Fangen wir gleich an!“

Unverzagt schnitt Beate mit der Schere aus dem Zeug einzelne Stücke, fügte sie gleich einer Zauberin behende zu passenden Seilen zusammen, versuchte sie an Regina, maß sehr genau an, änderte, daß es ein Vergnügen war ihr zuzusehen. Mit unverhohlenem Entzücken betrachtete Regina die Entstehung des Kleides, indem sie daran dachte, wie sie Felix beegnen werde. „Gib mir diesen Armel zum Nähen“, sprach sie, es wird rascher fertig“. „Nur zu“, ermunterte sie Beate, „ich kann mir nichts Schöneres denken, als Schönes zu schaffen. Und schön muß dies werden!“ Regina hielt nicht mehr zurück, was sie beglückte. Ihre Freude lief übers Ufer, als Beate so sprach. „Beate, ich muß mich dir anvertrauen, dir, nur dir allein gestehen, was mich so bewegt, mich jubeln, jauchzen machen möchte“, hastete Regina klopfenden Herzens, in atemloser Spannung, während sie sich Beate an die Brust warf und sie mit beiden Händen umschlang.

„Ei, Regina, du bist verliebt, richtig verliebt“, neckte sie. „Ja ja, Beate, ich liebe, ach ich liebe, ich habe bisher nicht gewußt, was das ist, ich liebe — wirst du mich verstehen? Ich liebe — Felix.“

Im ersten Augenblick lohnte eine Empfindung in Beate auf, als müsse sie Regina weit von sich schleudern. Ihre Brust krampfte sich zusammen vor jähem

Weh, daß sie in immer dunkleren, engeren Ringen wie in einen tiefen Abgrund abwärts freisellte. Der Schleier hatte Mühe genug; fast zerriß er von der heftigen Anspannung, deren es bedurfte, um Beates Herz in den Kammern zurückzuhalten. Dann aber sprach sie gleich gefaßt und sicher: „Darum wohl möchtest du das Kleid haben. Für Felix willst du dich hübsch machen. Gut denn, vielleicht morgen schon kannst du es anziehen.“ „Ich danke dir, liebe Beate, o ich danke dir und werde niemals vergessen, wie lieb du warst.“

Inzwischen dämmerte der Abend heran. Es dunkelte schon, sonst hätte Regina wahrnehmen müssen, als Beate beim Namen Felix zusammenfuhr. Nichts ahnend verabschiedete sich Regina von Beate, die deutlich fühlte, daß ein Verhängnis zwischen ihnen beiden aufstieg.

Als sie allein blieb, saß sie noch eine gute Weile im Dunkeln. Sie erinnerte sich an das Maifest, an die Rose, um die Felix sie nach dem Tanze gebeten und die sie aus der Maienkrone ihm gerne gegeben hatte. An den Heimgang aus dem Walde, als die Sonne bereits golden durch die Wipfel der Eichen sank. Daran, wie Felix plötzlich stehen blieb und bewegte Worte sprach. Wie sie ihn anfangs nicht verstand, dann aber begriff, was er meinte, und ihr dabei ward, als trüge sie den blauen Himmel in der Brust. Endlich, wie Felix die Rose nahm und sagte: „Ich muß nun weit fort von hier, Beate, in die Fremde muß ich ziehen. Kehre ich nach Jahr und Tag zurück, suche ich dich um die Abendstunde im Garten beim Friedhof. Bleibst du mir gut, so trage zum Zeichen der Treue eine Rose, rot und glühend wie diese da.“ Beate hatte das Versprechen gegeben und sich den Tag genau gemerkt. Morgen — wahrhaftig morgen war dieser Tag. Nie und nimmer wäre sie erschrocken,

hätte sie nicht an Reginas Leid gedacht. Trotzdem, sie wollte es fertig machen. Sie ging zu Bett, ihr Auge aber fand keinen Schlummer. Sollte Felix sich bestimmen lassen, die reiche Regina zu seiner Frau zu machen und sie, das Waisenmädchen, das bei den armen, zitterigen Großeltern lebte, vielleicht gar schon vergessen haben? Mahnend schmiegte sich der Schleier an ihre Brust. Sie ließ ab von den quälenden Befürchtungen, wengleich sie eine bange Erinnerung streifte, eine Erinnerung an den Traum, worin Regina ihr übel wollte. Warum fiel ihr gerade das wieder ein?

Sie hatte nicht länger Zeit, diesen trüben Gedanken nachzuhängen, denn vom Fenster her drangen Lautenklänge an ihr Ohr, sanft und leise, dazu alsbald eine weiche Männerstimme einsetzte und in warmen Tönen sang:

Wie ferne weilt ich von hier,
wohl gar an tausend Meilen!
Doch ach! Es trieb mich stets zu dir,
zu dir zurückzueilen.

Ein Stern steht über deinem Haus
in sanftem Flimmerscheine;
kam er am Abend still heraus,
dann blieb ich nicht alleine.

Erblickt ich ihn, erblickt ich dich
mit heimlich süßem Ahnen.
Ich weiß, du suchtest sicherlich
auch mich in Himmelsbahnen.

Die Rose süß, die Rose rot,
schenk sie aus deinen Händen;
denn ach! Viel lieber wär' ich tot,
als daß wir nie uns fänden.

Die Töne waren verhallt. Gerne wäre Beate zum Fenster geeilt, um den Namen Felix laut zu rufen. Allein sie zögerte und lauschte gespannt den sachten Schritten, die den Geliebten davontrugen. Sollte sie nicht dennoch rufen? Nein, es wäre ohnehin zu spät. Noch lange, recht lange lag sie da und suchte mit aufgerissenen Augen das so langentbehrte Bild des Ge-

liebten festzuhalten. Immer wieder entschwand es ihr. Nureinzelne Züge drängten sich vor, niemals das ganze Angeficht. Morgen würde sie ihn sehen, ihm gegenüberstehen Aug in Auge.

Unbeschreibliches Entzücken durchbelebte sie plötzlich. Sie lag wie in einem ausgedehnten Strom von Wonne und ließ sich treiben, treiben immerfort an Wäldern und Wiesen, an Halben und Hängen voll blühender Sträucher vorbei, immer weiter bis auf eine blumige, duftige Garteninsel, der höchsten Glückseligkeit zu.

Unterdessen litt Regina ungeahnte Qualen. Zu ihrem Unglück hatte sie hinter Felix, der kaum erst angekommen war, Späher ausgesperrt und auskundschaften lassen, was er beginnen werde. Man hinterbrachte ihr, Felix schreite mit einer Laute in der Hand die Stadtmauer entlang. Sogleich machte sich Regina auf und sah, wie der Ersehnte in ein schmales Gäßchen einbog und unter Beate's Fenster stehen blieb. Ach, hätte sie Felix nie gekannt, noch Beate je gesehen. Sie war im Innersten verwundet, denn sie hatte das Ständchen mitangehört und daraus erlauscht, wie vergeblich ihre Hoffnung auf Felix war. Dazu hatte sie sich Beate ahnungslos anvertraut. Die Falsche, mit keinem Wort hatte sie sich entdeckt. Auch die Schmach noch! Untröstlich klagte sie der tiefen, dunklen Nacht ihr Leid. Ihre aufgelösten zerfallenen Kräfte sammelten sich bei dem Gedanken an die Rache, die sie an Beate nehmen wollte. Rächen, blutig rächen — das einzig gab ihrem Leben noch Wert. Unruhig jagte sie durch die Nacht, bis sie endlich irgendwo auf einer Bank nieder sank. Sie stützte den Kopf in die Hand und stierte ins Finstere. Wie konnte sie Beate beseitigen? Töten vielleicht? Und wie? Ob Felix sie dann wohl heiraten würde? Sicher nicht, solange Beate noch lebte und schön war. Ihre Schönheit müßte

sie zerstören, in Häßlichkeit verkehren. Sie wußte ein Kraut, daß eine ätzende Flüssigkeit hergab; auch genügte ein einziger Tropfen Saft aus deren Blüte, um Beates Blut zu vergiften und zum Stocken zu bringen. Während sie ihre Rachepläne hin und her spann, wie eine Spinne ihr Netz, graute eben der Morgen. Hinter dem Berge zeigte sich ein schmaler Streifen der emporsteigenden Sonne. Die Vögel regten sich munter in den Zweigen der taufrischen Bäume und begrüßten das wachsende Licht mit schmetterndem Gezwitzcher. Auf diese Stunde hatte Regina gewartet. Sie erhob sich und begann auf dem unkrautüberwucherten Felde emsig nach der begehrten Pflanze zu suchen. In wilden Kreisen sprang sie umher, auf dem Boden forschend, wie ein Raubtier nach Beute spähend. Sie rollte die Augen unruhig flackernd, wild flatterten ihre Haare, verzerrten sich ihre Gesichtszüge, indem sie häßlich und einer Eule ähnlich freischte:

Tanze, tanze
um die Pflanze.
Wer sie eilig trifft,
hat gar bald das Gift.
Quetscht es aus dem Stengel,
macht zu Teufeln Engel.
Preßt es aus der Blüte,
daß dich Gott behüte.

„Ah, Beate, was nun Beate?“ schrie sie schrill auf, „jezt Beate, jezt ist's um deine Schönheit geschehen.“ Sie stürzte sich auf die Giftpflanze und grub ohne Besinnen mit den Fingernägeln nach den Wurzeln, bis sie von der Erde loskamen. „Warte Beate,“ würgte sie die Worte hohl aus dem Halse und rannte wie gepeitscht heimwärts. Ebenso rasch folgten ihr ein Käzchen und eine Taube. Das Käzchen hatte im ersten Morgengrauen auf dem Felde Jagd gemacht, um standesgemäß zu frühstücken und war eben zum Sprunge auf einen fetten Mäusebraten bereit, als sie Beates Namen in un-

ständig häßlicher Art nennen hörte. Sofort ging es näher, um zu erfahren, wie das möglich sei. Ebenso war die Taube herangeflogen und hatte auf die Körner vergessen, die sie soeben eifrig mit dem Schnabel auspickte. Beide erschrafen, als sie hörten, daß Beate sterben müsse. Das durfte nie und nimmer geschehen. Darum folgten sie Regina in nächster Nähe, selbst bis nach Hause in den Hof hinein. Hier ergriff Regina ein Blechnäpfcchen, legte den Stengel der Pflanze hinein, zerrieb ihn vorsichtig mit einem Messingstößel und fing den Saft in ein Fläschchen. Mehrmals stach sie darauf die Spitze einer Nadel in die Blüte, nahm beides, Fläschchen und Nadel zu sich und lief eilends fort, stets beobachtet von dem Käzchen und der Taube. „Beate,“ so dachte sie, „kann noch nicht aufgestanden sein. Abriegenz — einer meiner Schlüssel paßt, falls sie überhaupt zugesperrt hat. Wie wäre es am besten? Sollte sie Beate gleich im Schlaf vergiften? Nein, der Tod war zu rasch und schmerzlos. Qualen leiden, ihre Schönheit einbüßen, im Gesichte eitrig, schwärende Flecken bekommen, sollte sie. Wie, wenn sie das Gift in die Waschküßel goß? Wie, wenn sie Beates Nadel mit der vergifteten vertauschte? Wie, wenn sie nähte und sich damit stach? Ja, so wollte sie's machen.“

Leise drückte Regina auf die Klinke und öffnete die Tür zu Beates Kammer. Diese schlief, lächelnd vor Seligkeit. „Sie träumt von Felix,“ kochte es in Regina auf. Am liebsten hätte sie sich gleich auf ihre Feindin gestürzt und sie erdroßelt. Allein sie besann sich, goß schleichend das Gift in die Waschküßel, vertauschte die Nadeln und huschte alsbald wie ein Schatten wieder zur Türe hinaus. Das Käzchen hatte sich unbemerkt hereingedrückt und sah Beate friedlich im Bette schlummern. Es erinnerte sich, daß es ihr sein Leben zu verdanken habe, und schwor,

eher das Wasser aus der Schüssel zu schlubbern, bevor Beate sich darin wasche. Die Taube guckte neugierig zum Fenster herein, erblickte Beate und gurrte behaglich vor sich hin, „lieber schlucke ich die Nadel selber ein, ehe Beate damit näht.“

Allmählich war heller Tag geworden. Beate schlug die Augen auf und kam sich vor, als ob sie zum erstenmal auf der Welt sei. Empfindungen von solchem Entzücken, die wie Wetterleuchten sie durchfuhren, Gefühle von solcher Schwermut, den Abendwolken ähnlich, hatte sie noch nicht gekannt. Von innen, aus dem Reichthum ihrer Liebe, sah sie in die Welt hinaus und vergaß, was um sie herum vorging.

Das Rätzchen hatte wahrgenommen, daß Beate erwacht war. Hoppß sprang es auf den Bettrand und schmiegte sich zutraulich an Beates nackten Arm. Diese war nicht wenig erstaunt, als sie die schmeichlerischen Liebkosungen fühlte. „Rätzchen du?“ begann sie lachend, „wo kommst du her?“ Gerne hätte Mieke gesprochen, wenn sie gekonnt hätte. So aber knurrte sie möglichst deutlich drauf los, um die Dringlichkeit ihres Unliegens darzutun, hob den Buckel und ringelte wichtigtueriesch den Schweif. Es gefiel ihr, als die verehrte Freundin und Lebensretterin ihren Rücken streichelte und im Gleichmaß dazu sprach: „Streichelfätzchen, Schmeichelfätzchen, Streichelfätzchen, Schmeichelfätzchen.“ „Genug,“ rief sie plötzlich, „heute muß Reginas Kleid fertig werden.“ Leicht und frisch sprang sie aus dem Bette. Die Taube schlug einigemal mit den Flügeln, um sich bemerkbar zu machen. „Ei Täubchen, auch du?“ Huldigend nickte der Täuberich dreimal mit dem Kopfe, eigentlich wollte er von der vergifteten Nadel reden. Darum hauptsächlich stieß er merklich und mit Bedeutung Beates kosende Streichelhände immer wieder an. „Was hast du nur?“ fragte

Beate lachend und wandte sich zur Waschküßel. Das Rätzchen hatte Beates Unterredung mit dem Täuberich benützt und war mit einem Sprung auf dem Waschkasten oben. Bevor Beate auch nur die Fingerspitze in das giftgetränkte Wasser getaucht hatte, stieß das Rätzchen mit einem Ruck die Schüssel um; diese fiel zu Boden und zerbrach in lauter Scherben. Aus der verschütteten Flüssigkeit aber züngelten, von übelriechenden Dämpfen umhüllt, bläulich grünliche Flämmchen empor. Sie hätten sich gerne an einem schönen Gesichte sattgeleckt, so aber griffen sie vergeblich in die Luft. Nur einem gelang es, den Schweif der Mieke, als diese erschreckt vom Kasten sprang, an einem winzigen Punkte zu fassen, worauf sie auf Nimmerwiedersehen davontob. Auch die Taube ließ sich aufscheuchen und flog in Bögen um das Haus. Beate ahnte nicht, was das bedeuten sollte. Das Rätzchen, die Taube, die fürchterlichen Flämmchen am Boden — wenn sie sich in dem giftigen Wasser gewaschen hätte. Sie erschauerte, als sie an Felix dachte. Der Schleier jedoch schob all ihre Empfindungen zurecht, hieß sie gefaßt sein, nachdem sie doch keine Schuld trug. Auch beobachtete sie, wie die Flämmchen am Boden allmählich einnickten und ganz erloschen. Erleichtert lief Beate zum Brunnen und wusch sich in reinem, morgenfrischem Wasser. Dann zog sie sich flink an und setzte sich, nachdem sie kurz gefrühstückt hatte, an die Arbeit. Unterdessen hatte sich die Taube wieder auf dem Fensterbalken niedergelassen. Als Beate Reginas Kleid in die Hände nahm, war ihr, als sollte sie's weit von sich werfen und keinen Nadelstich mehr daran tun. Wenn Regina das Wasser vergiftet hätte?! Nein, nein, daß durfte sie nicht glauben. Sie durfte nicht eiferjüchtig sein, vielmehr das Kleid fertig machen, wie sie versprochen hatte.

Sie suchte einen Faden und faßte

nach der Nadel. Umsonst — der Täuberich hatte sie bereits im Schnabel und war nicht zu bewegen, sie wieder herzugeben. Beate wollte ihn packen, um ihm die Nadel gewaltsam aus dem Schnabel zu ziehen. Da erhob sich der Täuberich, flog und flog, bis er über einem Fluß dahinschwebte. Wo das Wasser am tiefsten war, ließ er die giftige Nadel fallen, damit Regina sie nie und nimmer fände. Jetzt erstaunte Beate noch mehr wie vorherhin. Sie empfand nur ganz unbestimmt, sie müsse dem Räkchen und der Taube dankbar sein. Da lagen die Scherben noch am Boden umher. Sie fegte sie rasch mit dem Besen auf den Rehrichthausen. Wieder fiel ihr Regina ein. Nein, sie würde ihr Kleid nicht nähen. Sie fand keine Nadel. Sie zweifelte solange, bis sie den Mahnungen des Schleiers nachgab, eine Nadel kaufte und Reginas Kleid fertignähte.

Dann erst dachte sie an sich. Sie eilte in den Garten, schnitt die schönste aller roten Rosen vom Strauch und ging erwartungsvoll Felix entgegen. Er wartete schon auf sie. Sie flogen sich beide in die Arme. Als bald kniete ihr Felix zu Füßen, nahm die Rose aus ihrer Hand und sprach: „Ich danke dir, herzlichste Beate, für diese liebeglühende Rose. Ich nehme sie zum Pfande deiner unwandelbaren Liebe, zum Zeichen unerschütterlicher Treue. Siehe, die Zeit des Wartens ist um. Die Stunde ist da, in der wir uns für immer verbinden wollten.“ Felix erhob sich, steckte ihr einen goldenen Ring an den Finger und küßte Beate, Beate küßte Felix. Dann gingen sie stumm vor Glück und Liebe Arm in Arm, setzten sich auf eine Bank unter der blühenden Linde, sahen ins Thal hinab, küßten sich, sprachen von der Hochzeit und weilten noch lange beieinander, bis der Abend kam.

Am Tage der Trauung liefen alle Leute der Stadt zusammen, um das

schöne Brautpaar zu sehen. Ach, als der Hochzeitszug an Regins Fenster vorbeiging, glaubte diese nicht anders, als man schnüre ihr den Hals zu. Sie wollte weinen und wußte nicht wie. Endlich rief sie laut, daß ihre Mutter es hören mußte: „Ich gehe zur Kirche. Ich trete ihr die Schleppe ab. Die Myrthen reiße ich ihr aus dem Brautfranz.“ Reginas Mutter war es weh ums Herz, als sie ihr Kind so verzweifelt ausbrechen sah. Vorsichtig sperrte sie alle Türen ab, das sollte Regina nie und nimmer tun. Ach, wie sie an den Schlössern riß, wie sie zum Fenster hinauspringen wollte, wie sie ihre Geburtsstunde verfluchte. Ihre Erregung wich endlich einem stummen, stieren, abwesenden Dahinbrüten. Sie zeigte sich seither nie mehr unter Menschen. Wie im Kerker lebte sie, ihr eigener Gefangener. Sogar ihre Mutter vernahm selten ein Wort von Regina.

Dagegen waren Felix und Beate die Glücklichen im ganzen Reich. Nur wußten sie nicht, ob abends, wenn der Tag zu Ende ging, oder morgens, wenn er begann. Ob zur Frühlingszeit, wenn sie im Garten Blumen pflanzten, oder im Winter, wenn sie am traulich wärmenden Herde saßen. Grenzenlos war ihr Glück, als ihnen im Mai nach einem Jahre ein Mädchen geschenkt wurde, das sie nach der Mutter Beate nannten. Felix hatte aus diesem Unlaß ein Wiegenlied gemacht. Oft sang es Beate:

Zappel-Zappelfleinchén,
hast zwei winz'ge Beinchen,
sollst einst tanzen, springen, gehn
und die schöne Welt besehn!

Grappel-Grappelhändchen,
fang dir bald ein Männchen,
halte fest das nahe Glück!
Was einst war, kehrt nie zurück.

Guck-guck Augenpünktchen
wie zwei Sonnenfünktchen,
leuchte mit dem hellen Schein
Freud und Lieb ins Herz hinein!

Kugel-Kugelbäckchen
wie zwei Zuckersäckchen,
Kummer bleibe fern von euch!
Kummer färbt die Wangen bleich.

Maien-Maienkindchen
hast ein kleines Mündchen!
Lächelst schon am ersten Tag,
was aus dir wohl werden mag?

Einst kam Felix aufgereggt nach Hause.

Eine furchtbare Nachricht zuckte wie Gewitterstrahl durch das ganze Land. Der eine König hatte nicht so gewollt, wie der andere, drum hatte ein dritter den Krieg erklärt. Nun wurden die Völker in den Kampf getrieben. Auch Felix mußte zu den Waffen. O, wie Beate vor Angst erbebte und fürchtete, ihren geliebten Mann zu verlieren. Abends, die kleine Beate schlief schon, hat sie ihn, den Schleier des Glücks in die Schlacht mitzunehmen, er werde ihn gewiß beschützen. Davon aber wollte Felix nichts wissen. „Nie und nimmer, Beate“, sprach er, „beraube ich dich deines Schleiers. Nein, nein, ich nehme ihn nicht.“ Alles Bitten blieb vergeblich; Felix war hartnäckig. „Dann will ich dich Tag und Nacht in mein Gebet einschließen, bis du heil wiederkommst“, tröstete sich Beate. Es war ein schwerer Abschied von Weib und Kind. Noch einmal, kurz vor dem Abmarsch auf dem Marktplatz, in Gegenwart vieler Leute, flehte Beate inständigst: „Felix, so nimm doch den Schleier des Glücks!“ Felix erwiderte ihre Bitten nur mit einem letzten, langen Abschiedsfuß.

Es kamen hange Zeiten. Allenthalben hörte man Klage auf Klage. Der Tod erschien Abend für Abend mit der Sense am blutroten Himmel, als ein sichtbares Zeichen der Kriegsnöte und all der versteckten, unerwarteten Gefahren, die sich täglich vergrößerten und immer neues Unheil aus ihrem Schoße gebaren. Manche Nacht durchweinte Beate, wenn sie ihrem Kinde den Schlafgutfuß gegeben

hatte und mit ihren Gedanken bei Felix weilte. Wenn doch der Krieg bald aus wäre! Wenn Felix heil und gesund wieder zu ihr und der kleinen Beate käme! Waren doch seine Nachrichten, die regelmäßig eintrafen, voll Mut und Zuversicht. „Gott behüte dich, Felix“, war ihr letztes Wort am Abend und ihr erstes am Morgen.

Eines Tages wurde Beate von Reginas Mutter überrascht. Weinend ergriff sie Beates Hand und schluchzte verzweifelt auf: „Beate, rette mein Kind, rette Regina! Du allein kannst es, sonst niemand. Auch zu mir, ihrer Mutter, spricht sie kaum je ein Wort. Sie meidet alle Menschen. Nachts schreit sie im Traume laut auf. Was soll daraus werden? Ich hörte, du besähest den Schleier des Glücks. Leihe ihn auf kurze Zeit Regina, ich bitte dich. Gönn ihr diese Freude, vielleicht wird sie geheilt. Du kannst dir denken, wie sie das mit Felix erschüttert hat.“

Beates Mitleid regte sich. Zwar kam ihr vor, als ob der Schleier warnte. Doch rasch entschlossen nahm sie ihn von der Brust hinweg und gab ihn Reginas Mutter, die dankbar versicherte, sie wolle ihn recht bald wieder zurückbringen.

Beate fand keine Ruhe mehr, seit sie den Schleier ausgeliehen hatte. Ihre Nächte waren verworren und ohne Schlaf. Oft vermeinte sie, Felix auf dem Schlachtfeld liegen zu sehen, blutbesprenget, verwundet, hilflos seufzend, sie glaubte auch zu hören, wie er mit heiser brechender Stimme ihren Namen rief. Diese graufige Vorstellung wechselte mit schreckhaften Erinnerungen: Reginas Gift, die Taube mit der Nadel, Felixens Sorge um den Schleier; er selbst hatte ihn verschmäht, damit sie und die kleine Beate behütet seien. Angst packte sie wie Fieberfrösteln. Sie wollte Licht anzünden, zu Regina eilen, ihr Kleinod, den Schleier wieder-

haben. Indessen, sie war zu diesem Entschlusse nicht mehr fähig. Da weinte die kleine Beate. Raun daß die Schmerzdurchwühlte Mutter die Tränen ihres Kindes stillen konnte. Tage vergingen, immer banger, zweifelnder, peinvoller. Beate bekam einen Brief von Felix, mit zitternden Händen öffnete sie und las:

Beate, meine einstige Geliebte!

Warum hast du den Schleier des Glücks nicht behütet? Wer war der Eindringling, der ihn von deinem Herzen riß? Ach, ich weiß es, der Bote, der mir ihn überbracht hat, gestand alles. Du hast falschen Einflüsterungen nachgegeben, während ich hier täglich um mein Leben kämpfen mußte. O, du Falsche! Damit lohnst du meine Liebe, mein Vertrauen? Ich suche den Tod. Ich finde die Kugel, die mich trifft. Wenn nicht, ziele ich selbst eine in meine, ach, durch dich schon zu Tod getroffene Brust. Wenn du diesen Brief empfängst, habe ich nicht soviel Atem mehr, um deinen einst so teuren Namen, der die Unschuld barg, um ein letztes Beate zu hauchen.

Dein toter Felix.

Beate sank um, ohnmächtig, bewußtlos. Sie wachte erst auf, als die kleine Beate nach der Mutter schrie. Tränenden Auges befänstigte sie das Kind. Sie besann sich. Viel Kraft zu leben war ihr

nicht mehr gegeben, das fühlte sie. O, wie war sie betrogen worden! Wie teuflisch mußte Regina die Botschaft mit dem Schleier ausgerüstet haben, daß Felix glauben konnte, sie sei ihm untreu geworden. Nun war ihr alles klar. Stets hatte Regina ihr Verderben gewollt, und sie hatte in einem Anflug von Mitleidswahn ihr den Schleier geliehen. Sie fühlte, daran mußte sie zugrunde gehen, dahinzwecken wie eine Blume, deren Wurzeln aus dem Erdreich aufgelockert worden. „Vorbei, alles vorbei,“ hauchte sie vor sich hin.

Eine einzige Aufgabe noch wartete ihrer vor dem Tode: den Schleier des Glücks neu zu weben und ihrem Kindchen, der bald ganz verwaisten Beate auf's Herz zu legen.

Sie nahm ein purpurnes Stückchen Zeug, wie mit der Schere aus dem Morgenrot geschnitten. Sie stückte silbern flimmernde, glitzernde Sternchen darein. Sie wob darüber das zart gesponnene dunkle Gewebe, weinte heiße Tränen darauf, die alsbald zu hellen Perlen zusammenrannen und still standen wie Reißfügelchen. In die Falten aber wand sie blauäugige, schlaftrunkene Veilchen.

Wie schön er war! Gerade so war ihrer auch gewesen. Ein letztesmal betrachtete sie ihn, ging zur Wiege, öffnete das Hemdchen des Kindes und legte ihn voll Abschiedsweh auf das Herz der kleinen Beate. „Nun sterbe ich ruhig“, sagte sie, „sie hat ja den Schleier des Glücks.“



Kulturfragen

.....

Judentum und Weltanschauung

Von Erwin Reizner

Niemand, wenigstens niemand, der sich mit dieser Sache einigermaßen beschäftigt hat, glaubt heute noch, daß die Judenfrage ein rein wirtschaftliches und soziales Problem sei; man beginnt einzusehen, daß sich der Antisemitismus doch auf stärkere Argumente stützt als sie die, auch dem oberflächlichen Betrachter zugänglichen äußeren Erscheinungen bieten. In der jüdischen Rasse verkörpert sich ein Prinzip, das nicht allein im gesellschaftlichen Leben, sondern in jeder Ausdrucksform menschlichen Daseinswillens auf seine Weise zum Durchbruch kommt; und alle diese Ausdrucksformen wurzeln zuletzt in der für das Gesamtjudentum charakteristischen Weltanschauung und Lebensauffassung, gegen die sich eben der bessere Instinkt des Ariers unwillkürlich empört. Ob allerdings ganz mit Recht, das soll an dieser Stelle noch nicht endgültig entschieden werden.

Da sich die Weltanschauung eines Volkes am deutlichsten in dessen Philosophie offenbart, soll hier versucht werden, das Charakteristikum der jüdischen Philosophie klarzulegen. Die vielfach vertretene Ansicht, daß der Jude hier eine bestimmte Richtung, etwa den Materialismus bevorzuge, bedarf einer Korrektur. Der Jude lebt immer und überall in der Diaspora, er ist, etwas trivial ausgedrückt, das Grünzeug auf allen Suppen, und gerade darum wird es oft so ungeheuer schwer, sich des semitischen Einflusses gänzlich zu entziehen. Wir finden jüdische Idealisten, jüdische Materialisten, jüdische Mystiker usw., kurz jüdische Vertreter aller -ismen und -ianertums, die das Register der philosophischen

Kunstaussprüche aufzuweisen hat. Trotzdem aber läßt sich in allen Fällen, aus allen Systemen, die jüdischer Geist hervorgebracht hat, so bedeutend auch die inhaltlichen Gegensätze sein mögen, ein gemeinsamer Kern unschwer heraus Schälen, ein Typus, der sich von der arischen Gedankenwelt (wobei ich vor allem das Deutschtum als reinstes Arierium vor Augen habe) scharf abhebt.

Und dieser Kern heißt Negation. Das kommt schon in der jüdischen Gottesvorstellung klassisch zum Ausdruck. In Jahren hat sich nämlich, so grotesk das auch klingen mag, das un- ja anti-persönliche Prinzip zur Person verdichtet, er ist also nichts weniger als persönlicher Gott. Dem Juden fehlt die Ich-Natur, das Unsterblichkeitsgefühl des Ariers, das sich bei diesem immer bemerkbar macht, ganz gleichgiltig, unter welcher Standarte er marschiert. Der Arier ist positiv, der Jude negativ eingestellt. Weder der eine noch der andere kann jemals seinen eigentlichen Grundcharakter verleugnen; und selbst dann, wenn einmal ein Jude, wie z. B. Otto Weiniger, bewußt gegen die jüdische Mentalität Stellung nimmt, verspricht er sich doch wieder auf irgendeine Weise in die Maschen des Netzes, dem er nun einmal nicht zu entgehen vermag. Er gleicht der bekannten Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt. Der Mensch kann nichts behaupten, ohne dabei gleichzeitig das Gegenteil des Behaupteten zu verneinen, Position und Negation treten also stets gemeinsam auf, man könnte also wohl jede Philosophie, zum mindesten auch, negativ deuten. Worauf

es aber eben hier einzig und allein ankommt, das ist die Akzentuierung. Der Arier nämlich legt den Ton auf die bejahnte Wahrheit, der Jude auf den verneinten Irrtum. Jener freut sich, einen Wert entdeckt, dieser einen Unwert ad absurdum geführt zu haben.

Daß die Anschauung, wornach der Jude Hang zum Materialismus zeigt, eine gewisse Berechtigung hat, darf zugestanden werden. Der Materialismus als Negation des Psychischen übt auf viele jüdische Denker eine nicht zu verkennende Anziehungskraft aus, aber dennoch ist nicht er das Wesentliche. Es gibt auch nicht-jüdische Materialisten, deren Arierium außer jedem Zweifel steht, ja deren Anschauungen geradezu als dokumentarischer Nachweis hiefür dienen können. Eine solche Erscheinung ist z. B. Ernst Häckel. Nie wäre ein Jude mit ähnlicher glaubensstärker Begeisterung für seine Sache eingetreten, wie dieser Gelehrte; denn nur wer unerschütterlich an die Existenz seines eigenen Ich, seiner unsterblichen Seele glaubt, ist auch fähig ebenso fest an eine Wahrheit zu glauben. Ob dann diese Wahrheit auch wirklich eine Wahrheit ist und ob die unsterbliche Seele rein theoretisch verneint wird, kommt viel weniger in Betracht als man gemeinhin annimmt. Von Wichtigkeit ist bloß das Vorhandensein des Glaubens überhaupt. Er stammt aus dem Unsterblichkeitsbewußtsein und verbürgt auch Unsterblichkeit. So hat sich auch Faust am Ende in Irrtümer verrannt und sucht nach Werten, wo sie niemals zu finden sind, nämlich im Irdischen. Trotzdem dürfen ihn die Engel erlösen; denn was bestehen blieb, der feste Glaube an die Realisierbarkeit des Wertes, genügt, um ihm die Unsterblichkeit zu sichern.

Der jüdische Materialismus mündet in den Relativismus, d. h. in den Skeptizismus und nicht wie bei Häckel und

anderen in die entschiedene Behauptung eines recht vorhandenen und regierenden Weltgesetzes, mag dieses auch noch so un-göttlich gedacht sein. Und nicht einmal hier sind wir ganz am Ende; denn es gibt noch eine arische Form der Relativitätstheorie, die die Unbeständigkeit und Unfaßbarkeit alles sinnlich Wahrnehmbaren entweder tragisch empfindet und folgermaßen den Wert in Form eines Sehnsuchtszieles ins Transzendente verlegt, oder darüber hinaus zu sich selbst zurückfindet, indem ihr wenigstens die Erkenntnis der Relativität als positiver Wert vorschwebt. Der jüdische Relativismus dagegen bleibt spottbetont, in ihm verbirgt sich eine gewisse zynische Freude über die nun scheinbar erwiesene Wertlosigkeit der Welt und des Daseins. Jener also sucht leidenschaftlich nach Werten und findet sich schließlich im extremsten Fall entsetzt am Rand eines Abgrundes, dieser aber ist von allem Anfang an auf den Unwert aus. Von Entsetzen oder Enttäuschung ist da gar keine Spur. Der arische Relativist setzt an das Ende seiner Schlußfolgerungen noch immer eine Ode an das, woran er nun nicht mehr glauben kann, der jüdische hingegen eine schadenfrohe Zote. Verläßt sich der Arier auf seine Vernunft, so meint er einen Weg gefunden zu haben, der zur Wahrheit führt, der Jude aber kennt die Vernunft recht wohl als den Weg ins Nichts, hält aber trotzdem an ihr fest und schließt daraus mit diabolischem Lächeln auf die Nichtigkeit der Wahrheit überhaupt.

Wenn sich der jüdische Denker in idealistischen Bahnen bewegt, so verfällt er gewöhnlich dem buddhistischen Nirwana. Schopenhauer und Chamberlain irren, indem sie den Buddhismus für typisch arisch halten, dazu ist er viel zu negativ. Mit dem indischen Denken und ganz besonders mit dem Buddhismus verbindet den Deutschen viel weniger

als man heute fast allgemein glaubt. Der Arier ist Orientale, trotz seiner arischen Herkunft, der Jude auch. Der germanische Idealismus unterscheidet sich vom jüdischen hauptsächlich durch die Charakterisierung des jenseitigen Daseinszustandes. Für den Arier ist das Göttliche höchste Realisierung seiner Ichheit, seines psychischen Selbst, für den Juden absolute Negation; denn diesem scheint, auch wenn er intuitiv und idealistisch philosophiert, doch nur das Diesseitige wahrhaft real oder besser gesagt keines von beiden. Er bleibt unrettbar an seiner Körperlichkeit und Sinnlichkeit haften; muß er als konsequenter Idealist das Physische negieren, so bleibt eher nur das absolute Nichts als an sich Seiendes übrig. Wir können, in der Geschichte der Philosophie blättern, die jüdischen Denker hervoruchen und werden diese Tatsache ausnahmslos bestätigt finden. Da ist etwa der Neuplatoniker *Plotin*. Seine Lehre scheint sich dem Inhalt nach mit der Philosophie *Plotins* und seiner Schule reiflos zu decken, aber das Judentum zeigt sich doch sogleich, wenn er an die Definition Gottes schreitet und an dieser Stelle nur Negationen realer Bestimmungen aufzählt.

Ganz Ähnliches bietet auch *Spinoza*, nur daß dieser Philosoph sein Judentum auf andere Weise deutlicher hervorkehrt. *Spinoza* ist Dogmatiker, ebenso wie auch *Maimonides* oder *Mendelsohn*. Der Dogmatismus aber wird meist erst dort nötig, wo der Glaube fehlt. Der Ungläubige, dem jeder innere Halt abgeht, klammert sich krampfhaft an ein Dogma, an eine äußere Stütze, an die er ja freilich

im tiefsten Inneren auch nicht glaubt, die er sich aber sozusagen vorschwindelt. Besondere Beobachtung verdient unter den jüdischen Philosophen endlich *Salomon Maimon*, der Schüler *Kants*, dessen System im Nachweis der Haltlosigkeit des „Dinges an sich“ gipfelt, also abermals ein ausgesprochen negativer Wesenszug.

Fassen wir alles nochmals kurz zusammen: Der Arier bleibt auch in der Negation noch positiv, der Jude auch in der Position noch negativ. Wir dürfen hieraus auf das Verhalten der jüdischen Rasse auch auf dem Gebiete der Politik und des Wirtschaftslebens unsere Schlüsse ziehen. Wer als Philosoph keinen Wert findet, der findet ihn auch als Mensch nicht. Der Jude ist sozusagen die Inkarnation des *Mephistopheles*, des Geistes, der stets verneint. Aber haben wir deshalb ein Recht, ihm die Verantwortung für diese und jene Geschehnisse im politischen Leben allein aufzubürden? Woran wir nicht teilhaben, das kann uns auch nichts anhaben. Wenn heute die Menschheit dem Judentum verfallen ist, so kommt das daher, daß auch der Arier seine eigenen jüdischen Wesensseiten gezüchtet hat; denn nichts ist außer uns, was nicht wenigstens als Möglichkeit auch in uns vorhanden wäre. Der Jude wird nicht unschädlich gemacht werden können, indem man ihn mit Gewaltmitteln auszurotten trachtet, sondern indem man den Geist der Negation, der in der eigenen Brust seine Wohnstätte hat, durch sittliche Kraft überwindet. Die bösen Geister haben doch immer nur über den Bösen Gewalt.

Kritik des Tages

Literarische und graphische Plagiate. (Vgl. hiezu die Abbildungen der Beilage im Innern des Hefes.) Die Erscheinung beginnt in unserem Schrifttum und in unserm künstlerischen Leben symptomatisch zu sein, endlich muß nun im Interesse der

Würde unserer geistigen Kultur öffentlich dazu Stellung genommen werden, weil ein Stillschweigen auf die Dauer schließlich doch wie eine heimliche Zustimmung aussehen würde. Es sei gleich eingangs bemerkt, daß den Blättern, in denen das vor-

kam, auch nicht der geringste Vorwurf gemacht werden darf. Man kann von keiner Schriftleitung der Welt verlangen, daß sie unter vollem Namen eingefandte Beiträge nach ihrer Originalität beschnüffle. Um so härter trifft aber den Pseudo-Autor unsere öffentliche Anklage.

Es gilt zunächst, sich den geistigen Diebstahls seinem Entstehen nach psychologisch klar zu legen. Kein Zweifel! Es handelt sich um geistiges Schiebertum, um ein Ausnützen der Konjunktur, die durch unsere geistige Absperrung gegeben ist. Wer wird mich jetzt erwischen? so kalkuliert der geistige Schieber. Meistens wird er Recht behalten. Wissen wir, ob alles was da an kühnen literarischen Produkten aufgetaucht ist, unter dem richtigen Namen segelt? Wenn einmal gestohlen wird, warum soll es nicht auch ein zweites- und drittesmal der Fall sein können!

Aber das einmal wird man halt erwischen.

Nein meine Herren geistigen Schieber, das geht nicht so weiter! Nicht wegen Ihnen und Ihrem literarischen oder künstlerischen Ruhm — sondern wegen dem Ansehen des deutschen Namens und der deutschen Arbeit in diesem Lande. Wir wollen die Korruption weit von uns weghalten, vor allem dort, wo es uns am meisten darauf ankommt — auf dem Gebiete der geistigen Arbeit!

Nichts für ungut! Dies Wort mußte einmal ausgesprochen werden, damit die Sache — hoffentlich endgültig — bereinigt werde.

Ausstellungswesen. Mit rührigem Eifer und sehr viel Geschick hat eine Reihe von Frauen und Herr Direktor Emil Sigerus unter der Ägide des Frauenvereins zur Unterstützung der ev. Mädchenschule bei Gelegenheit des deutschen Ferienhochschulkurses in Hermannstadt eine Ausstellung sächsischer Frauenarbeit zustandegebracht. Berufener Beurteiler werden sich darüber aussprechen können, inwieweit das gebotene Bild ein vollständiges, inwieweit die einzelnen Gebiete der weiblichen Tätigkeit im Berufe, im Hause,

in der Kunst, in der Öffentlichkeit dem tatsächlichen Ausmaß entsprechend gegeneinander abgewogen waren.

Ich möchte an dieser Stelle einen Vorschlag für die Zukunft machen. Wäre es nicht möglich, einmal den Versuch zu machen, mit dem bisher auf unseren Ausstellungen üblichen Prinzip des Allzudieles, des Alles-Zeigenwollens zu brechen? Einmal den Versuch zu machen, auch solchen Ausstellungen einen gewissen Stil zu geben? Ihnen außer dem schon in dem Namen oder in der Gebietabgrenzung liegenden Grundgedanken noch einige leitende Ideen mitzugeben? Mit einem Wort die Ausstellungen außer der Erfindung des Grundes zur Ausstellung überhaupt auch im einzelnen schöpferisch durchzugestalten?

Ich erinnere mich nicht, daß seit Jahrzehnten in der Technik Ausstellungen durchzuführen, bei uns irgend eine Änderung eingetreten wäre.

Und doch könnte auch bei den bescheidenen Möglichkeiten, die in den meist völlig ungeeigneten Ausstellungsräumen liegen, das Ganze ein — sagen wir moderneres Gepräge erhalten. Es könnten, um z. B. hinsichtlich der Frauenausstellung eine bescheidene Anregung zu wagen, gewisse Gesichtspunkte systematisch durchgeführt werden; es könnte etwa die Frage: „Wie behilft sich die Frau in den Zeiten der Erfahrmittel in der Ernährung, in der Kleidung usw.“ ausstellungsmäßig organisch beantwortet werden. Da käme Anregung in die Geschichte, das hätte sogar ein gewisses wissenschaftliches Interesse, das gäbe dem äußern Bild Ruhe und Geschlossenheit. Ähnliche Gesichtspunkte, im einzelnen und allgemeinen, ließen sich in Menge aufstellen und die kritische Auswahl dessen, was in die Ausstellung gehört und nicht, wäre verhältnismäßig leicht getroffen. Der Wust des unübersichtlichen, teilweise ohne jeden plausibeln Grund eingeschmuggelten Ausstellungsmaterials löste sich wie von selbst in harmonische, den Ausstellungsbesucher weder beunruhigende, noch problematisch stimmende Ordnung auf.

L i t e r a t u r

Dr. Richard Csaki: Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen. Hermannstadt 1920. Druck und Verlag von W. Krafft. Das vorliegende Buch gibt zum ersten Male eine

„Übersicht über die bisher gewonnenen Ergebnisse der deutschen Literaturgeschichte in Siebenbürgen,“ die von einem kritischen und literarwissenschaftlich geschulten Geist zusammengestellt ist. Sie stellt mit ruhiger Sach-

lichkeit fest, daß in den meisten bisherigen Abhandlungen „wichtige literarhistorische Gesichtspunkte außer Acht gelassen worden sind und daß von dem Geleisteten vieles nur dilettantisch zu bewerten ist.“ Esaki beweist also in seinem „Vorbericht“ Seite für Seite, daß die Dichtkunst bei den Siebenbürger Deutschen bis in die vierziger Jahre, die Literaturwissenschaft aber noch länger, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, bloß als Liebhaberei betrieben wurde — dieser Beweis ließe sich ebensogut an den übrigen Künsten und Wissenschaften bei den Siebenbürger Deutschen durchführen.

Was den „Vorbericht“ Esakis besonders wertvoll macht, ist eben gerade der Ernst und die Kraft, mit welcher er sich über allen Dilettantismus erhebt. Es ist sehr beruhigend, zu wissen, daß unsere Literaturwissenschaft nun solche Wege einschlägt, die allein zu objektiver Wertung unserer heimischen Dichtwerke führen können. Welche Verwirrung herrscht gegenwärtig noch in den Anschauungen über die wenigen siebenbürgisch-deutschen Dichter, die Beachtung verdienen; nicht nur unter dem Volk, für welches diese Dichter doch mit ihrem Herzblut geschrieben haben, ist man sich nicht im klaren darüber, ob die Werke von Daniel Roth, Josef Marlin, selbst Michael Albert, Traugott Seusch und Friedrich Wilhelm Schuster, die uns doch auch zeitlich noch so nahe liegen, bei der herrschenden Papiernot nicht besser als Makulatur zu verwenden seien. Auch in den Abhandlungen über diese Dichter finden sich die widersprechendsten Urteile, die einander oft gegenseitig aufheben, weil sie sich, wie Esaki richtig sagt, „mit einer möglichst formvollendeten, breiten Inhaltsanalyse, anschließender Charakteristik und einigen allgemeinen Urteilen über den Wert der Dichtung usw. begnügen und auf die eigentliche literarhistorische Tätigkeit des eingehenden Vergleiches, des Nachweises traditioneller Eigenheiten, neuer Geschmacksrichtungen und der eingehenden Stiluntersuchung verzichten. So können die gewonnenen Urteile oft nur annähernd, gefühlsmäßig das Richtige treffen“...

Der „Vorbericht“ eröffnet demnach, ganz abgesehen davon, daß er an sich die erste, mit scharfem Blick erfaßte, zusammenhängende Darstellung der siebenbürgisch-deutschen Literaturgeschichte bedeutet, die erfreuliche Aussicht, daß wir mit unserer literarwissenschaftlichen Betrachtung aus dem Stadium der

Kindereien endgültig herausgetreten seien. Die Dinge liegen nämlich bei uns tatsächlich so, daß unsere heimische Dichtkunst — Daniel Roth, Josef Marlin — fast ein Jahrhundert früher reif geworden ist, als die Wissenschaft, die sich mit ihr beschäftigt; diese blieb eben Liebhaberei und hat damit, daß sie über gefühlsmäßige Urteile nicht recht hinauszu- dringen vermochte, mit dazu beigetragen, unser Publikum zu einem gleichgültigen, oft fast verächtlichen Verhalten den einheimischen Dichtwerken gegenüber zu erziehen.

Richard Esaki ist, so widerspruchsvoll in sich selbst das klingen mag, der erste siebenbürgisch-deutsche Literaturhistoriker, der unsere siebenbürgisch-deutsche Dichtkunst selbst auch wirklich ernst nimmt, der mit dem sachlich geschulten, objektiven Geist des Forschers an sie herantritt, zugleich aber auch — bei aller kritischen Strenge — mit einer mitreißenden Wärme der Seele, die in jeder Zeile seines Buches verborgen glüht, weil diese Arbeit für ihn die Lebensaufgabe in sich schließt. So wird sein „Vorbericht“ zu einer bahnbrechenden Tat.

Damit, daß sich ernste Fachmänner mit der Darstellung des siebenbürgisch-deutschen Schrifttums ernst beschäftigen, wird auch der Hochmut, mit dem unsere heimische Wissenschaft, auf unsere heimische Dichtkunst herabzusehen pflegte, allmählich aufhören. Es ist kein Zufall, daß Esakis „Vorbericht“ gerade zu einem Zeitpunkt erscheint, wo unser Schrifttum eine Ausdruckskraft gewonnen hat wie nie zuvor. Wir werden in den nächsten Jahrzehnten ebenso sicher eine Blüte der heimischen Dichtkunst erleben, wie uns vor dem politischen Niedergang kein Herrgott schützen wird. Die dichterischen Kräfte, die unsere alte Sachsen- erde gegenwärtig in sich trägt und hegt, vielleicht gerade darum, weil man sie als politische terra saxonica vollends zerschlagen möchte, lassen sich zwar auch durch die brutalste Gleichgültigkeit des Publikums und der wissenschaftlichen Kreise nicht hindern, fruchtbar hervorzubereiten; dennoch ist es hocherfreulich, daß Esaki den Mut gefunden hat, sich in seinem „Vorbericht“ rückhaltlos zu ihnen zu bekennen.

Dem was ist sein Buch im Grunde genommen anderes als das Bekenntnis, welches er vor der modernen Kulturwelt ablegt: „Ich glaube an die Zukunft der siebenbürgisch-deutschen Dichtkunst!“ Dafür sind wir ihm dankbar.

Theater, Musik und Vortragswesen

Festveranstaltungen aus Anlaß des deutschen Ferienhochschulkurses in Hermannstadt: Tell-Aufführung des Deutschen Theatervereines. Es zeugt in hohem Grade von der Lebensfähigkeit des deutschen Theatervereines in Hermannstadt, wenn er in kurzer Zeit, kühn entschlossen, den Sprung vom „König Odispus“ des Sophokles zu Schillers „Wilhelm Tell“ tat: Auf der einen Seite bewies er sein hohen Zielen zugekehrtes künstlerisches Streben, auf der anderen zeigte er sich seiner zweiten, nicht minder wichtigen Bestimmung treu, überall dort einzutreten, wo unsere Öffentlichkeit bei besonderen Gelegenheiten festlich gestimmte, national erhebende Aufführungen beansprucht.

Und welches Werk wäre gerade für die Zeit des deutschen Ferienhochschulkurses für eine tiefe nationale Wirkung geeigneter gewesen als der Tell! Man bedenke: Auf der einen Seite die große Zahl der auswärtigen Teilnehmer, die teilweise wohl noch nie einer deutschen Bühnenaufführung beigewohnt oder — wie die vielen Dorfschullehrer und Lehrerinnen — seit langem die unmittelbare

Wirkung eines lebendigen Bühnenbildes nicht mehr erlebt haben. Auf der anderen Seite der Stoff und die festlich bewegte Sprache des Schillerschen Dramas, das trotz der Zeit seine Lebendigkeit bewahrt hat und heute stellenweise unserer Epoche wie aus dem Gesicht geschnitten scheint. Manche Stellen üben eine überwältigend aktuelle Wirkung aus.

Unter den angedeuteten Gesichtspunkten stand denn auch die Aufführung des Theatervereines: Begeisterte Mitarbeit der Darstellenden vom ersten bis zum letzten Mann, ein seltener Kontakt zwischen Bühne und Zuhörerraum, ein Steigern jedes einzelnen Szenenbildes zu weihvoller Höhe aus der durch den festlichen Augenblick gegebenen Stimmung. Auch einer absolut strengen Kritik konnten die großen Hauptscenen (Rütti, Apfelschuß, Gessler's Tod) in ihrem Aufbau und in ihrer prächtigen Entfaltung, die namentlich in der auffallend sicheren Bewegung der Masse zum Ausdruck kam, standhalten. Alles in allem eine dem Grundton des Hochschulkurses würdig angepasste Leistung.

R. Cs.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 15 von Hellmut Gortz in Hermannstadt.

1. $Lh4 - e1$ (droht 2. $Sg2 - f4 +$ oder 2. $Le1 - c3$)
- a) 1... $Kd5 - e5$, 2. $Le1 - c3 +$, K beliebig 3. $Sg2 - f4 m!$
- b) 1... $Kd5 n. e6$, 2. $Sg2 - f4 +$, K beliebig 3. $Le1 - c3 m!$
- c) 1... $Kd5 - d4$, 2. $Le1 - c3 +$, $Kd4 - d3$ 3. $Sg2 - e1 m!$ (Die andere Antwort beim zweiten Zug leitet in die Stellung a über).
- d) 1... $La6 - e4$, 2. $Le1 - c3$, beliebig 3. $Sg2 - f4 m.$
- e) 1... $L anders$ 2. $Sg2 - f4 +$, K beliebig 3. $Le1 - c3 m.$

Eine besonders bemerkenswerte Idee besitzt also das Werk nicht, bewundern muß man aber die feine Mechanik der Stellung, durch die erstens von den sieben Mattbildern fünf vollkommen rein sind (wenn der König auf $d3, d4, d5, e5$ oder $e6$ matt ist), während

die beiden andern nur je ein Feld doppelt besetzt zeigen, zweitens von den beiden Zügen $Le1 - c3$ und $Sg2 - f4$ — je nach dem ersten Zuge von Schwarz — immer bloß einer ausgeführt werden kann, obwohl sie beide drohen, d. h. beide möglich wären, wenn Schwarz gar nicht zöge. Sogar jeder Läuferzug von Schwarz erzwingt eine der beiden möglichen Fortsetzungen; denn nach $La6 - e4$ geht nur der dann stille Zug $Le1 - c3$, da nach dem Springerzug der König nach $d4$ ginge und nun dem $Le1$ auf $c3$ die Turmdeckung durch $Le4$ benommen wäre; andererseits ist nach jedem andern Zug mit $La6$ der stille zweite Zug $Le1 - c3$ unmöglich; denn nach 1. $La6 - e8$ oder $d3$ kann er nicht erfolgen, weil dann $Le8 (d3)$ Schach böte und nach $La6 - b7$ oder $b5$ ebenfalls nicht, weil sich $Lb7 (b5)$ dann auf $c6$ stellen und seinem König die Felder $e4$ und $e5$ zugänglich machen würde.

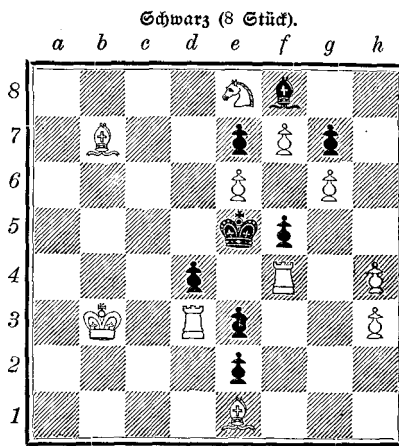
Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Andreas Frank, Prediger i. V.; Adolf Frank, Gymn.-Quart., beide in Baarzen; Edmund Holly, Beamter; Rudolf Krauß, Kaufmann; Hans Mayer, Realabiturient; Valerius Dnişiu, Eisenbahnoberinspektor; Konrad Schuller, Gymn.-Abiturient; Albert Schwarz, Kaufmann, alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln; Ludwig Ramilli in Schäßburg; Martin Gohn, Uhrmacher in Zeiden.

Problem 17.

Von Valerius Dnişiu in Hermannstadt.

Unser hochgeschätzter einheimischer Meister hat die Freundlichkeit gehabt, uns einige frischentstandene Originalprobleme zur Erstveröffentlichung zu überlassen (— wir erinnern daran, daß die bisher von uns veröffentlichten Probleme Dnişius nur Darstellungen der Ideen von Problemen anderer waren). Sie sind, wie unsere Leser bestätigen werden, in gleicher Weise durch gedankliche Schärfe und durch formale Gediegenheit ausgezeichnet. Den vorliegenden sehr schwierigen Dreizüger 3. V. wird der, der sich mit seiner

Lösung gequält hat, infolge der Apathie seiner Idee nicht so leicht vergessen.



Weiß (11 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Originalkompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind bis 10. Oktober an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9, einzusenden.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Abbildungen zu der inneren Beilage dieses Heftes sind folgenden Publikationen entnommen worden:

„Das Ziel“. Kronstadt 1919, 1. Heft, Titelbild.

Mag Sauerlandt: Michelangelo, Verlag Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig. S. 55, „Hassverus“.

„Die Kunst“. März 1912. Otto Friedrich: Tänzerin (Gemälde).

Plakat der Kronstädter Werkstätte. 1920.

* * *

Sämtliche in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel gehen in das unbeschränkte Eigentumsrecht der Modernen Bücherei über. Nachdruck ist nur nach eingeholter Bewilligung der Schriftleitung gestattet. Unverlangt eingesandte Beträge werden nur dann zurückgestellt, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.

* * *

Inhaltsverzeichnis zu Jahrgang I. und II. Mit diesem Heft schließen wir den zweiten Jahrgang unserer Zeitschrift ab. Ein systematisch geordnetes Inhaltsverzeichnis über die ersten beiden Jahrgänge liegt dem Hefte bei.

* * *

In unserer Kunstbeilage von Hermann Rommerth bringen wir das Porträt Stephan von Hannenheim, des Verfassers unseres Romanes „Der Aufstieg“.

* * *

Unseren Mitarbeitern teilen wir mit, daß es uns in keinem Falle möglich ist, auf unsere Kosten Sonderabdrücke von den bei uns erscheinenden Artikeln zur Verfügung zu stellen. Solche müssen auf Kosten des Verfassers im vorhinein bei der Verlagshandlung bestellt werden.

* * *

Inhaltsverzeichnis

für „Ostland“ I. und II. Jahrgang, Juni 1919 bis September 1920.

I. Politik, Sozialwissenschaften, Volkskunde, Geschichte, Philosophie, Allgemeines.		Jahrg., S.
	Jahrg., S.	
Zur Einführung	I, 1	Dr. Josef Stark: Das Deutschtum in der Bukowina I, 13
D. Fr. Teutsch: Vor neuen Auf- gäben	I, 14	Dr. Karl Gündisch: Der Industrie- ort Heltau (Mit Abbildungen) I, 15 II, 245
Luž Korodi: Umdenken, die Kunst der Gegenwart	I, 23	Dr. Emil Fischer: Die Entwicklung der deutschen Tagespresse in Ru- mänien I, 21 72
Rudolf Brandtsch: Zukunftsfragen des Ostdeutschtums	I, 27	Dr. Viktor Glondys: Fata morgana II, 25 — Die deutsche Universität in Ezer- nowitz II, 66
Dr. Rudolf Schuller: Ergebnisse der Pfingsttagung	I, 70	Emil Jac: Gott II, 28
Dr. G. A. Schuller: Zu Stephan L. Roth's Gedächtnis	I, 28	Hermann Plattner: Ein Jahr deutsche Einheit II, 484
— Aus St. L. Roth's unberöffent- lichten Briefen	II, 254	Dr. Rudolf Eisenmenger: „Lebens- kraft“ und „Vitalismus“ I, 78
D. Adolf Schullerus: Eine Auf- gabe deutscher Sprachforschung im Ostland	I, 83	D. Fr. Teutsch: Das sächsische Volk und seine Kirche II, 129 189
M. Csaki: Eine siebenb.-sächsische Stifterfamilie	I, 139	M. Fuß: Relativität II, 196
Dr. Rich. Csaki: Entwicklungsgeetze des sächsischen Volksgeistes II, 490, 545		Dr. Karl Hoch: Die Siebenbürger Sachsen und die modern=demo- kratische Strömung II, 300
— Grundsätzliches zum ersten deutschen Ferienhochschulkurs in Hermanns- stadt	II, 661	Robert Csallner: Deutsche Verluste im Norden Siebenbürgens II, 365
Fred Fakler: Sächsisches Maifest	II, 495	J. Plattner: Der Prediger Theil der Ältere II, 370
Emil Neugeboren: Tragik des Magharentums	II, 538	Raimund Friedr. Rindl: Deutsche Hochzeitsbräuche in der Bukowina II, 418
Dr. Eugen Rudolf Herzog: Aus Anlaß der Hermannstädter Ferien- hochschulkurse	II, 562	Oskar Walter Eisef: Alexander Benedict II, 432
Dr. Hugo Raubitschek: Optische Sensibilisatoren	II, 565	Prof. Dr. Franz Lang: Mutter- sprache II, 600
Dr. Karl Bauer: Bemerkungen über den botanischen Unterricht an Gymnasien	II, 570	Marie Klein: Karl Filtisch II, 604
Dr. Viktor Glondys: Das Streben nach Wahrheit und die exakte Wissenschaft	II, 567	
Dr. Karl Siegel: Die Philosophie und ihre Hauptaufgaben	II, 575	Kunst, Kunstgewerbe, Musik.
Dr. med. Friš Netolitzky: Ein Blick in das Wesen der Volks- heilmittel	II, 579	Viktor Kloeß: Der Maler Hans Hermann von heute I, 17
Dr. Béla Kévész: Vom Seelenbegriff, Eine psychologische Plauderei	I, 143	E. Lissauer: Der Maler Hans Eder I, 72
Dr. S. Siegmund: Volk und Rasse im Kampf ums Dasein	I, 180	Hermann Klöß: Gottfried Keller. Zu seinem 100. Geburtstag I, 78
Dr. Carl Fickeli: Andreas Berger	I, 194	Emil Sigerus: Siebenbürgisch- sächsische Töpferwaren (mit Ab- bildungen) I, 132
		Margit Andrae=v. Kedves: Die Komponistin Verba Voca I, 185
		Dr. Hermann Konnerth: Die Welt der Farbe I, 194

	Jahrg., S.
Dr. Hermann Konnerth: Einiges über die Bruckenthal'sche Gemäldegalerie	II, 150
Dr. Egon Hajek: Rudolf Laffel der Mensch	II, 138
— Rudolf Laffel als Dondichter	II, 194
Dr. Béla Kévéß: Die zehn besten Bücher	II, 316
Hans Wühr: Aus dem Tagebuch eines Malers	II, 345
Fritz Albert: In Ibsens Höhenwelt	II, 421

Romane, Novellen, Skizzen.

Karl Bernhard: Viktoria. Novelle I	3
Adam Müller-Guttenbrunn: Sein Vaterhaus, Roman	I, 57 113, 169; II, 1, 57, 113, 177, 133, 289, 393 459, 511
Wilhelm v. Hannenheim: Kleine Geschichten	I, 87
Otto Alfcher: Der Mann, das Mädchen und ein Affe	II, 82
Anna Schuller-Schullerus: Im Gartenhäuschen	II, 142
Franz Xaver Rappus: Die Wand	II, 200
Helene Burmaz: Das Märchen vom Liebestod	II, 304
Olga Hörler: Mein Onkel Theodor	II, 411
St. v. Hannenheim: Der Aufstiege, Roman	II, 480 529, 583, 593, 658
Oskar Walter Eisek: Die Landschaft und der Mensch	II, 155
Egon Hajek: Eiben	II, 549
Julius Drafer: Der Schleier des Glücks	II, 609 672
Margit Andrae = v. Redves: Der Ring	II, 157
Margarete Pick-Jellinek: Von Einem, der kein Schicksal hatte	II, 260
— Vier Briefe	II, 429

Gedichte.

** Kriegswitwen	I, 129
Fr. A. Rieger: Einem ehrlichen Politiker	II, 71
— Vor dem Tode	II, 141
Heinrich Zillich: Ausklang	I, 193
— Dem Tage zu	I, 138
— Frühlingsmorgen	II, 324
— Nacht	II, 537
— Oktober	II, 660

	Jahrg., S.
Hermann Klöß: Deutsche Heimkehr I	I, 13
— Wald, du birgst in deinen vielferschlungenen Gängen	I, 22
— Du Seele zart wie Schnee	I, 22
— Revolutionslieder	I, 26
— Ostland, ein Prolog	I, 67
— Blumenlieder	II, 487
Egon Hajek: Mondesnächte	I, 28
— Kriegskied der Gefallenen an den Allmächtigen	I, 71
— Promethiden, Erste Folge I. Dem Genius Mozarts	II, 193
— Promethiden II. Dem Genius Joh. Brahms	II, 202
— „Nocturno“	II, 377
— Das bunte Tuch	II, 603
Erwin Reizner: Das Himmelreich I	I, 128
— Empire	I, 146
— Mein eigenes Totenlied	II, 149
Alfred Roth: Das war nicht ich	I, 26
— Sonnenuntergang	I, 142
— Hörst du sie nicht	II, 65
— Der Neunzigjährige	II, 77
Ernest Jekelius jun.: Ragusanische Oden an das Meer	II, 378
Karl v. Ring: Im Menschenstalle	II, 420
— Die Rose	II, 543
— Ich träumte von einer Liebe	II, 549
Alexander Benedict: Durch seiden- schwere Wimpern	Blaue Wolken
	II, 436
Karl Bernhard: Berglied	II, 494
— Abend über dem Lotratal	II, 498
— Der traurige Troubadour	II, 544
— Schmerz und Trost	II, 615
Martit von Hannenheim: Vogel am Fenster	II, 548
E. Rühlbrandt: Kurzschlüsse	I, 10
Gottfried Keller: In der Trauer	I, 77
— Stille der Nacht	I, 82
Wilhelm von Hannenheim: Der Sturz der Verdammten	I, 179
— Das Rosenlied. Ende	II, 244
Oskar Walter Eisek: Nächte	I, 184
— Grüße. Moment	II, 253
— Abenddämmer	II, 662
Karl v. Möller: Schwäbisches Lied	I, 196
Leo Priebisch: Heimgekehrt	II, 9
Heinrich Th. Scheiner: Genesung	II, 12
— Die neue Teilung der Erde	II, 319
Hans Mark: Wenn der Herbst kommt	II, 24
— Ein altes Lied	II, 27
F. Herfurth: Sätch nor, sätch	II, 30
Erwin Wittstock: Der letzte Mensch. Ein Fragment	II, 320

	Jahrg., S.
Otto Leicht: Glück	II, 81
Arnold Bruckner: Allerjeden (1919) II, 128	
Heinrich Gottschling: Unsere Liebe (Brautzeit, Ehe)	II, 137
J. Lebzzer: Ewig	II, 149
Regine Ziegler: Abendstrophe	II, 154
F. Czifeli: Daneben	II, 156
Anna Schuller-Schullerus: Du II, 199	
— Das Pfarrhaus	II, 202
Gerda Mieß: Totenmaske	II, 315
— Tanz	II, 364
Theater, Musik u. Vortragswesen I, 50	
102, 160, 209; II, 45, 100, 170, 222, 282, 388	
447, 505, 555, 591, 621, 687	
Mitteilungen der Schriftleitung	I, 56
112, 168, 224; II, 56, 112, 176, 232, 288	
344, 392, 458, 510, 560, 624, 688	
Werbende Kunst	I, 53
164; 210; II, 52, 101, 171, 227, 285, 342	
507, 555, 622	
Literatur	I, 47
99, 155, 208; II, 43, 99, 168, 215, 338, 446	
503, 554, 620, 685	
Kulturfragen	I, 40
94, 153, 206; II, 38, 164, 210, 271, 329	
384, 441, 550, 616, 682	
Politik und Volkswirtschaft	I, 33
88, 147, 201; II, 31, 86, 158, 203, 264, 325	
381, 437, 499, 590	
Kritik des Tages	II, 501
552, 619, 684	
Zeitungen und Zeitschriften	I, 54
105, 165, 217; II, 106, 286, 390, 450	
Vereine	I, 55
107, 166, 220; II, 54, 108, 174, 229, 452	
508, 557, 623	
Schachprobleme	I, 109
167, 224; II, 55, 111, 175, 231, 288, 343, 391	
457, 510, 560, 592, 624, 687	

Kunstbeilagen.

Hans Hermann: Fünf Ge- mälde	I, 1. Heft
— Zwei Originallithographien II, 3. u. 4. Heft	

	Jahrg., S.
Hans Eder: Sechs Gemälde I, 2. Heft	
— Drei Lithographien	II, 8. Heft
— Hajeks „Nocturno“	II, 8. Heft
Fritz Balthes: Gymnasial- bauentwurf für Schäßburg I, 2. Heft	
— Wohnhaus Karres in Me- diasch	I, 2. Heft
— Gymnasialneubau in Me- diasch	I, 4. Heft
— Blick aus der Steingasse auf das Rastell — Gassen- ansicht — Halle	I, 4. Heft
H. Konnerth: Drei Original- lithographien, Pariser Motive	I, 4. Heft
— Porträt: St. v. Hannen- heim	II, 2. Sept.-H.
Fritz Mieß: Sechs Gemälde II, 2. Heft	
Grete Csaki-Copony: Illu- strationsprobe aus Kinder- land	II, 3. u. 4. Heft
— Drei Kunstbeilagen	II, 6. Heft
Trude Schullerus: Drei Gemälde	II, 9. Heft
— Lithographie	II, 2. Juli-H.
L. Heßhaimer: Sieben Ra- dierungen	II, 1. Juli-H.
Eduard Morres: Drei Ge- mälde	II, 2. Aug.-H.
Heinrich Révy: Radierung	II, 1. Aug.-H.
— Fünf Gemälde	II, 1. Aug.-H.
— Drei Gemälde	II, 1. Sept.-H.

Musikbeilagen.

Arthur Stubbe: Nach Ost- land wollen wir reiten	I, 3. Heft
Berta Bodt: Ich sah im Felde	I, 4. Heft
— Wiegenliedchen	II, 2. Juli-H.
Egon Hajek: Das Himmels- schloß	II, 2. Heft
Rudolf Lassel: Still	II, 3. u. 4. Heft
Hermann Klee: Elisabeth	II, 5. Heft
J. L. Bella: Vierzehn Proben aus dem Streichquartett	II, 6. Heft
Karl J. Decker: Müde bin ich II, 7. Heft	

